

DOSSIER

Reise ins Reich der Augenpaare

ERFAHRUNGSBERICHT. «Andere machen sich auf für eine Reise in die Einöden der Gebirge, in die Wildnis der Tropenwälder, ins Chaos der Grossstädte», schreibt unsere Kollegin Käthi Koenig. «Auch mir stehe eine solche Reise bevor, vergleichbar mit jenen, sagte ich mir, und versuchte so, meiner Ungewissheit, meiner Angst zu begegnen – weniger der Angst vor dem Tod als jener vor dem Ausgeliefertsein.» Der persönliche Bericht ihrer Leukämie und Therapie «im Reich der Augenpaare». > Seite 5



PORTRÄT

«Der Pianist» in den Augen seines Enkels

DANIEL SZPILMAN. Seinen Grossvater kennt man auf der ganzen Welt: Wladyslaw Szpilman (1911–2000), bekannt aus dem Buch «Der Pianist» und dem gleichnamigen Polanski-Film, ist der berühmteste Überlebende des Warschauer Ghettos. Nun hat sein Enkel Daniel die Maturarbeit über ihn geschrieben. > Seite 12

KOMMENTAR

REINHARD KRAMM
ist «reformiert.»
Redaktor in Chur



Welche Religion wird wichtig?

Alltäglich ist es nicht, wenn eine Redaktion für Religion erweitert wird. Denn Kirchen sind «leer» und Christentum «out», das ist für viele Journalisten so sicher wie das Amen in der Kirche. Für journalistisch relevant halten sie, wenn es Zoff gibt mit dem Personal, der weltfremden Verlautbarung eines Bischofs oder wieder mehr Menschen aus der Kirche ausgetreten sind.

GEWAGT. Der Entscheid von Mariano Tschuor ist also ungewöhnlich, vielleicht sogar gewagt. Er baut seine Redaktion aus, um «Religionen erklären zu können, sie zu verstehen, aufzuklären». Aber geht diese Rechnung des RTR-Direktors auf?

GEFORDERT. In allen Konfessionen und Religionen gibt es Tendenzen, die Kirche und Welt als unvereinbar gegenüberstellen. Nach ihnen ist die Welt säkular, die Wirtschaft profitgierig, sind Menschen halt- und zügellose Egomane. Nur der Glaube ist der letzte Grund, allen weltlichen Gesetzen vorgeordnet, und in den Kirchen, Moscheen und Tempeln wird er gelebt. Sucht Tschuor religiöse Heimatmuseen als moralischen Partner?

Oder setzt er auf Kirchen, die nachvollziehbar über Glauben reden und sich mit der Gesellschaft auseinandersetzen wollen? Die Werte infrage stellen, kommunikationsfähig sind und Moral in der Gesellschaft unvoreingenommen diskutieren? Aber gibt es diese Kirchen und Partner?

So oder so: Der Ball ist gespielt, es liegt jetzt an den Kirchen: Ihn aufzunehmen – oder ins Ausrollen zu lassen.

Radio Rumantsch sendet mehr Religion

RTR/ Mariano Tschuor, Direktor von Radiotelevision Svizra Rumantscha, findet Religion zunehmend wichtig. Und handelt.

«Wir merken heute – und ich formuliere es salopp –, Wirtschaft hat keine Moral mehr und Politik auch nicht.» Diese Worte stammen nicht etwa aus dem Mund eines Theologen oder Ethikers, sondern vom Direktor der Radiotelevision Svizra Rumantscha (RTR). Mariano Tschuor, der diesen Posten seit drei Jahren bekleidet, hält Moral und Werte für zentrale Themen, die Politik und das öffentliche Leben prägen sollten. «Es geht um nichts weniger als die Fragen nach Gerechtigkeit und Frieden», sagt Tschuor.

Und noch etwas glaubt der Medienmann: Weil die Bedeutung von Moral in unserer Gesellschaft zunimmt, werde auch die Bedeutung von Religionen zunehmen. «Ich weiss, das klingt paradox, wenn man weiss, wie Religionen in der Vergangenheit auch gewütet haben», sagt Tschuor. Aber für ihn sind Religionen die Zentren, an denen ethische Fragen immer schon diskutiert wurden.

WENIG WISSEN VORHANDEN. Allerdings – Mariano Tschuor sieht auch ein Problem: «Journalisten wissen in der Regel nicht, wie Religionen und Kirchen funktionieren.» Religion sei eigentlich nur dann ein Medienthema, wenn es in der katholischen Kirche Unstimmigkeiten gibt. Es fehle am grundlegenden Verständnis unter Journalisten und in der Öffentlichkeit. Gerade solches Wissen aber sei heute gefragt: «Wir müssen Religionen erklären können, sie verstehen, aufklären.»

Inzwischen hat der Direktor gehandelt. Die wöchentliche Sonntagssendung «Vita e cretta» auf Radio rumantsch wird ausgebaut – von einer halben auf eine volle Stunde. «In dieser Stunde», erläutert Ressortleiter René Spescha, «senden wir die Losung des Tages, gefolgt von der Predigt oder Meditation und von Nachrichten aus der Welt der Religionen. Schliesslich erstellen wir einen journalistischen Beitrag – etwa über religiöse Rituale, Bücher mit religiösem Inhalt, religiöse Traditionen, Phänomene,

Geschichten und Legenden und zuletzt ein «Impuls», eine Anregung zum neuen Tag.»

BEKENNTNIS ZU WERTEN. Mariano Tschuor ist sich sehr wohl bewusst, dass Religion in der heutigen Medienwelt als «Quotenkiller» gilt, bei dem die Zuschauerzahlen sinken. Aber das ist ihm nicht wichtig: «Wenn wir immer nur auf Zuschauerzahlen starren, könnten wir diverse Sendungen nicht realisieren», sagt er. Die Sendung sei ein Beitrag eines SRG-Mediums an den Service public. Und man könne seine Handlung auch als eine Art Bekenntnis verstehen: «Wenn sich nicht die Kirchen und Religionen für Moral in unserer Gesellschaft engagieren – wer dann?» **REINHARD KRAMM**

VITA E CRETTE. Ab 5. Februar von 8 bis 9 Uhr auf radio rumantsch.
Hinweise in der Agenda auf Seite 11.

«Wenn sich nicht Kirchen und Religionen für Moral in unserer Gesellschaft engagieren – wer dann?»

MARIANO TSCHUOR



MARIANO TSCHUOR, 53

Mariano Tschuor ist seit Mai 2009 Direktor vom Romanischen Radio und Fernsehen (RTR). Zuvor war er Redaktionsleiter für Volkskultur beim Schweizer Fernsehen sowie Programmleiter und Chefredaktor bei RTR.



ERNST BROMEIS

Er schwimmt wieder ...

WASSER. Er durchschwamm alle Bündner Seen, und die grössten Schweizer Seen auch. Jetzt will er als Erster den Rhein schwimmen, von der Quelle zur Mündung. «reformiert.» verriet er, warum. > Seite 3



ZUOZ

Volkstheater mit Engeln

MUSICAL. Was, wenn der Verkündigungselig ins Schwitzen gerät, der Umweltengel am Stock geht, die Erzengel out sind und der Friedensengel seinen vielfältigen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist? > Seite 4

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Anfang Februar wird im Kanton Bern der Kirchensontag gefeiert: Vielerorts gestalten Laien die Predigt. In diesem Jahr zum Thema «Gastfreundschaft». > 2. Bund

Wie Wasser vergoldet wird

NESTLÉ/ Der Schweizer Nahrungsmittelkonzern dominiert den Welthandel mit Flaschenwasser. Der Dokumentarfilm «Bottled Life» beleuchtet die Hintergründe des umstrittenen Geschäfts.

Trocken, sehr trocken ist es in Sheikhpura, einer Stadt im pakistanischen Punjab. Staubige, steinige Strassen. Weit und breit nur karges Grün. Menschen, die sich an Wasserstellen drängen. «Nicht trinkbar» sei das Wasser, das sie in gelbe und rote Plastikkanister abfüllen, sagt ein Einheimischer: «Es hat seltsame Rückstände darin, auch Würmer. Es macht krank. Aber wir haben kein anderes.» – Eine Szene aus dem Dokumentarfilm «Bottled Life» des Berner Regisseurs Urs Schnell. Eigentlich ist es eine alltägliche Szene aus einem Drittweltland. Speziell daran ist allerdings, dass sie neben einer Nestlé-Fabrik spielt, die Grundwasser abpumpt, reinigt, mit einem Mineralienmix anreichert und in Plastikflaschen abfüllt. Für Pakistans Oberschicht, die auch unter der maroden öffentlichen Trinkwasserversorgung leidet. Und für die US-Soldaten in Afghanistan. Aber nicht für die Armen, für sie ist es zu teuer. «Pure Life» heisst das Wasser. Lanciert wurde es 1998 in Pakistan. Heute stellt es Nestlé in rund dreissig Ländern her. «Pure Life» ist das meistverkaufte Flaschenwasser der Welt.



Beten in der Trockenheit Pakistans: Szene aus dem Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit dem Wasser»

PROBLEMATISCH. «Wir sind in grosser Sorge», klagt im Film «Bottled Life» der Pakistaner Umar Hayat, ehemaliger Gemeinderat in Sheikhpura: «Nestlé installierte einen Tiefbrunnen. Der Wasserspiegel ist enorm gesunken: Früher lag er bei hundert, heute bei drei- bis vierhundert Fuss. Die Fabrik nimmt uns das Wasser weg.» Eine Anschuldigung, die Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann gegenüber «reformiert.» zurückweist: Die Überwachung der «hydrodynamischen Parameter» erlaube es, Risiken zu erkennen und wenn nötig Massnahmen zu ergreifen, «um das lokale Grundwassersystem nicht negativ zu beeinflussen». Auf eine Petition der Anwohner, Zugang zum Wasser zu bekommen, das der Konzern aus der Tiefe fördert, ging Nestlé aber nicht ein.

PARTEIISCH. «Als wir vor vier Jahren mit der Recherche begannen, staunten wir nicht schlecht, dass der grösste Nahrungsmittelkonzern der Welt auch Weltmarktleader in Flaschenwasser ist», erinnert sich Regisseur Urs Schnell. Ursprünglich sei ein

kontroverser Film geplant gewesen, in dem Nestlé seine Position im Trinkwassergeschäft selbst erklärt. Doch die Zentrale in Vevey winkte ab: der falsche Film zur falschen Zeit, hiess es. Auf Nachfrage von «reformiert.» präzisiert Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann: «Wir hatten den starken Eindruck, dass der Film einseitig werden und unser Unternehmen nicht fair und unvoreingenommen darstellen würde.»

POLITISCH. Entstanden ist der Film «Bottled Life» (übersetzt: «Abgefülltes Leben») trotzdem. Er zeichnet die Expeditionsreise eines Journalisten nach, der sich in Äthiopien, Nigeria, Pakistan und den USA auf die Spuren von Nestlé macht. Und Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck kommt dennoch zu Wort: in mitgeschnittenen Sequenzen aus Pressekonferenzen und PR-Filmen. Vordenker Brabeck prägt darin den Schlüsselsatz: «Ich bin ganz klar

aufs Wasser gekommen, je mehr ich nachgedacht habe, was eigentlich der wichtigste Faktor ist, dass unsere Firma noch einmal 140 Jahre bestehen kann.»

«Nestlé sucht immer neue Quellen, um durch Werbung geschaffene Bedürfnisse nach dem Lifestyle-Produkt Flaschenwasser zu befriedigen. Kommt dazu, dass diese Quellen in Mangelzeiten als Wasserbanken mehr wert sein werden als Gold», sagt Regisseur Urs Schnell. Zu Hilfe komme Nestlé vielerorts die unklare Rechtslage ums Grundwasser.

PATRIOTISCH. Etwa im Bundesstaat Maine, im Nordosten der USA, wo der Schweizer Konzern laufend Quellenrechte aufkauft. Der Film «Bottled Life» dokumentiert den Widerstand an der Basis gegen Nestlé und erzählt von ersten Erfolgen. «Sie wollen mit unserem Wasser Profit machen. Sie kommen in ländliche Gebiete mit beschränkter

Verwaltung und benützen ihre Einschüchterungstaktik», empört sich die Kleinunternehmerin Shelly Gobeille. Andere loben im Film den «good neighbour» Nestlé, der Jobs schafft, die lokale Feuerwehr unterstützt und einen Kinderspielplatz sponsert. Die Kleinstadt Shapleigh (Maine) wehrt Nestlés Griff auf das Grundwasser schliesslich ab. Gestützt auf die Grundwerte der USA, erklärt die Gemeinde dieses zum lebensnotwendigen kommunalen Gut. «God bless America», stimmen im ergreifenden Schlussbild die Aktivistinnen an, um ihren Sieg zu feiern. Es sind mehrheitlich Frauen, überzeugte Republikanerinnen, die da gegen Nestlé gewinnen, darunter die Bankdirektorin am Ort. **SAMUEL GEISER**

«Bottled Life» läuft seit Kurzem im Kino. Am 28. Januar, 12.30 Uhr, diskutieren am Open Forum Davos Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck und Deza-Chef Martin Dahinden – unter anderem zum Thema «Wie hält man die Wasserversorgung am Fliesen?»

«Warum Flaschen- und nicht Hahnenwasser?»

NACHGEFRAGT/ Wie kommt der Film «Bottled Life» bei der Kirche an? Die Berner Synodalrätin Pia Grossholz ist Mitinitiantin der ökumenischen Wassererklärung.



PIA GROSSHOLZ-FAHRNI, 56, ist Vizepräsidentin des Synodalrats der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn und Leiterin des Departements OeME-Migration.

Pia Grossholz, Sie befassen sich seit Jahren mit der Problematik der Wasserprivatisierung: Der Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit Wasser» tut das auch. Können Sie ihn empfehlen?

Durchaus. Der Film zeigt in eindrücklichen Bildern, wie problematisch es ist, wenn ein mächtiger Konzern von aussen kommt, Quellen kauft, Wasser abpumpt, in Plastikflaschen abfüllt – und Hunderte Kilometer weiter entfernt mit immensem Gewinn verkauft. So verlieren die Menschen vor Ort die Kontrolle über ihr Grundwasser.

Der Film ist Nestlé-kritisch. Ist er auch fair?

Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck hat das Interviewangebot der Filmproduzenten ausgeschlagen. Er kommt in «Bottled Life» nur mit Statements zu Wort, die der Konzern generell für die Presse freigegeben hat. Dafür können die Filmemacher nichts. Trotz seiner Brisanz ist der Film aber nicht polemisch: Er gibt einfach jenen Leuten das Wort, die mit Nestlé konfrontiert sind – im trockenen, wasserarmen Pakistan ebenso wie im grünen, wasserreichen US-Bundesstaat Maine.

Ist Nestlé tatsächlich «ein Raubtier auf der Suche nach dem letzten sauberen Wasser», wie die ehemalige UNO-Chefberaterin für Wasserfragen, Maude Barlow, im Film sagt?

Nestlé pumpt das Wasser legal ab. Ob der Konzern aber ethisch korrekt handelt, wenn er mit juristischer Übermacht gegen opponierende Gemeinden oder Nichtregierungsorganisationen vorgeht, steht auf einem andern Blatt. Nestlé nutzt die unklare Rechtslage: Wem gehört eigentlich das Grundwasser? Dem Eigentümer des darüber liegenden Grundstücks? Der Allgemeinheit? Dem Staat, den Gemeinden? Ganz stark finde ich, dass der Film zeigt, wie in den USA

die Gesetzesgrundlage diesbezüglich fast so schwach ist wie in einem Drittweltland.

Die Kirchen haben mit der «Ökumenischen Erklärung zum Wasser als Menschenrecht und als öffentliches Gut» 2005 ein deutliches Zeichen gegen die Privatisierung des Wassers gesetzt. Seither hört man von Kirchenseite kaum noch was. Verstaubt die Erklärung in der Schublade?

Immerhin hat die UNO 2010 das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht erklärt (vgl. Kasten rechts). Und Kirchen im Norden und Süden arbeiten im «Ecumenical Water Network» zusammen, einem Netzwerk, das Projekte für den Schutz, die gerechte Verteilung und den sorgsam Umgang mit Wasser fördert.

Die Kirchen und ihre Hilfswerke können das Bewusstsein in der Zivilgesellschaft stärken, dass wir alle für das öffentliche Gut Wasser Verantwortung zu tragen haben. In der Schweiz beginnt dies schon mit der Frage: Warum trinken wir immer mehr Flaschenwasser – und immer weniger Hahnenwasser? Fast scheint es so, dass auch wir im Wasserschloss Schweiz den Lifestyle-Kampagnen der Flaschenwasserproduzenten auf den Leim gegangen sind.

INTERVIEW: SAMUEL GEISER

WASSERERKLÄRUNG

KIRCHENDIPLOMATIE

DIE BLAUE ÖKUMENE

«Ohne Wasser gibt es kein Leben. Wasser ist als Gabe Gottes ein gemeinsames Gut, das nicht zu privatisieren ist»: Es sind starke Sätze, die in der ökumenischen Wassererklärung zu lesen sind, die 2005 von den evangelischen und katholischen Kirchen der Schweiz und Brasiliens unterzeichnet wurden. Rückblickend könnte man sagen: Es waren prophetische. Denn 2010 erklärte auch die UNO das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht. Und unterdessen haben die «Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen» und der «Ökumenische Rat der Kirchen» die Thematik ebenfalls ganz oben auf ihre Traktandenliste gesetzt. «Wasser hat für viele Völker eine kulturelle und religiöse Bedeutung», ist in der ökumenischen Wassererklärung weiter zu lesen. Auch deshalb sei es weit mehr als ein Wirtschaftsgut. Für Christinnen und Christen etwa komme seine Symbolkraft in der Taufe zum Ausdruck. **SEL**

GEPREDIGT

JÖRG LANCKAU, Pfarrer in Untervaz und Haldenstein



Notizen aus dem Gerichtssaal

«Meint ihr, dass jene 18, auf die der Turm am Teich Schiloach stürzte und sie erschlug, schuldbeladener gewesen seien als alle anderen Einwohner von Jerusalem?» (Lukas 13, 4).

GOTT, RECHTFERTIGE DICH! Warum lässt du das zu? Bist du nicht der liebe Gott? Bist du nicht allmächtig und kannst Unglück verhindern? Der Angeklagte schweigt. Die Anklage wird verlesen:

ENTWEDER – ODER. «Entweder will Gott die Katastrophen und das Leid beseitigen, aber er kann es nicht: dann ist er schwach. Was ist das für ein Gott? Lächerlich! Oder ist es umgekehrt: Gott könnte es, will aber nicht. Dann ist er böse, also schuldig. Oder ist es gar so: Gott will nicht und kann nicht: dann ist er schwach und böse zugleich.» Der Angeklagte schweigt. Reden muss sein. «ER hatte alle Möglichkeiten, und wählte die bestmögliche. Es gibt soviel Schönes auf der Welt. Wir haben Freiheit und sind keine Marionetten.» – «Moment», unterbricht der Anwalt des Nebenklägers: «Mein Mandant ist betroffen: Es war 1755 in Lissabon. Mitten in Europa bebte die Erde. Zehntausende starben.» – «Eben» sagt der Verteidiger, «das war eine Strafe. Die Menschen hatten gesündigt.» Anklage und Verteidigung brachten immer neue Argumente vor. Wir verlassen die endlose Verhandlung.

DRAUSSEN IM RISIKO. Draussen reden viele Menschen durcheinander: «Sprechen wir besser von Risikogesellschaft statt von Sünde und Schuld!» – «Wer heute meint, Unglück sei eine Strafe Gottes, kann sich nicht auf Jesus berufen!» – «Jesus endete am Kreuz, draussen vor den Toren der Stadt. Also wäre Gott ohnmächtig!»

WIR MÜSSEN NACHDENKEN. Hat Gott keine anderen Hände als unsere? Menschliche Solidarität kann Leid nur lindern, aber weder verhindern noch abschaffen. Wo bleibt die Hoffnung? Gott wird einmal jede Träne abwischen und den bleiernen Schatten des Unglücks überwinden. Unsere Ahnen sagten: Er rang die Welt einem lebensbedrohlichen Chaos ab. Das Chaos war bereits da und ist immer noch da. «Allmacht» meint wohl nicht, dass sie oder er alles bewirkt. Auch Recht leben führt nicht automatisch zu Wohlstand und Glück. Schwer zu verstehen.

KLAGEN WIE HIOB. Fragen ohne Unterlass. Gott anreden, nicht über Gott reden. Gott nur in der Natur zu finden, das wäre trotz der Naturschönheiten ein furchtbarer, finsterner Gott. Gott nur als höchstes Wesen, das wäre ein fragwürdiger, diffuser Gott. Nein. Gott als «Du», der mit uns gegen den Tod kämpft, der alles Zerbrochene einmal zusammenfügen wird, das ist der Lebendige.

WIR SCHAUEN NOCH EINMAL IN DEN RICHTERSSAAL. Der Angeklagte schweigt immer noch. Niemand aber sitzt auf dem Richterstuhl. Draussen blendet die Sonne. Es duftet nach Frühling.

GEPREDIGT AM Karfreitag 2011 in Untervaz



Ernst Bromeis an der Rheinquelle – beim ersten Blauen Wunder 2008

Den ganzen Rhein durchschwimmen

WASSERTRIOLOGIE/ Graubündens Wasserbotschafter, Ernst Bromeis, macht auf die Endlichkeit des Wassers aufmerksam: «Das blaue Wunder», Teil 3.

Im Mai startet der dreifache Familienvater, Ernst Bromeis, das letzte Abenteuer seiner «Europäischen Wassertrilogie». Er will den Rhein von der Quelle bis zu seiner Mündung ins Meer in Rotterdam durchschwimmen. «reformiert.» erzählt er, warum er das will.

Herr Bromeis, was wollen Sie mit Ihrem Rheinprojekt erreichen?

Die Ressource Wasser ist endlich. Der Mensch ist vom Wasser abhängig. Mein Projekt soll dazu beitragen, diesen europäischen Strom erstmals als Ganzes wahrzunehmen. Mit meinen Aktionen will ich die Menschen berühren und sie zum blauen Wunder Wasser führen, zum Rhein, unserem wichtigsten Fluss, der uns versorgt mit allem, was wir zum Leben brauchen – bis zum Überfluss. Der Rhein verbindet, etwa in der Frage, wie wir mit unserem Überfluss umgehen. Mein Vater pflegte zu sagen: «Die Welt wirst du nicht verändern können, aber versuchen kannst du es.» Das ist mein Ansatz.

Was wollen Sie denn verändern?

Die Ungerechtigkeit, dass eine Milliarde Menschen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser hat. Wasser für den persönlichen Gebrauch muss der Allgemeinheit zugänglich sein. Alles andere ist ethisch verwerflich.

Das sagt auch Nestlé-Chef Peter Brabeck und fügt hinzu: Wer Wasser für anderes nütze, wie etwa die Landwirtschaft, der müsse dafür zahlen, um die Verschwendung zu reduzieren.

Privatisierung per se ist nicht schlecht. Nur darf diese nicht die Lebensqualität der Bevölkerung verschlechtern und in eine Abhängigkeit führen. Mit Herrn Brabeck stimme ich überein, dass es kein Grundrecht auf einen gefüllten Swimmingpool gibt. Ich finde es auch angebracht, in Restaurants einen Betrag für Hahnenwasser zu verlangen. Wasser hat einen Wert und es braucht eine Infrastruktur, bis es auf dem Tisch steht. Wasser wird immer teurer, weil es

immer knapper wird, das hat der clevere Herr Brabeck realisiert. Das sollten auch wir realisieren, da auch wir in den Alpen in naher Zukunft davon betroffen sein werden. Fakt ist, dass die Permafrostgrenze sinkt und unsere Gletscher schmelzen. Viele Gemeinden, auch im Kanton Graubünden, sind vom Wasser abhängig. Wir werden uns noch darüber streiten, wie das vorhandene Wasser verteilt werden soll. Für Kunstschneg, Wasserkraft, Wellnessanlagen, Mineralwasserindustrie usw.

Und was konkret wollen Sie dagegen tun?

Ich will die Aufmerksamkeit auf etwas für uns ganz Selbstverständliches lenken, auf das Wasser. Als Vermittler zwischen Wasser und Mensch versuche ich, die beiden «Elemente» wieder einander näherzubringen, in dem ich zurück ins Wasser gehe, von wo wir auch herkommen. Und ich fordere die Teilnehmer am WEF auf: Schenkt jeden Tag drei Milliarden Liter Wasser – damit nicht jeder siebte Mensch täglich ums nackte Überleben kämpfen muss!

Wie bereiten Sie sich auf die Durchquerung des Rheins vor?

Ich trainiere zwei Stunden täglich; Krafttraining, Langlauf, Schwimmen. Die letzten zwei Monate steigere ich das Schwimmtraining auf sieben Stunden pro Tag.

Ist es Ihnen wichtig, der erste Mensch zu sein, der den Rhein durchschwamm?

Es ist deshalb wichtig, weil ich nur so die Aufmerksamkeit auf das Wasser lenken und meine Botschaft platzieren kann.

Wie reagieren die Leute?

Ein Journalist aus Stuttgart bekundete sein Interesse und bat um einen Interviewtermin. Und kürzlich schrieb mir per E-Mail ein ehemaliger Schiffslotse aus Rotterdam, dass er mich zu gegebener Zeit gerne durch den Hafen lotsen würde. Das ist herrlich und gibt mir das Gefühl, nicht allein zu sein.

FRAGEN VON RITA GIANELLI

ERNST BROMEIS, 43

Vor drei Jahren gründete Ernst Bromeis die Firma «heja» und verwirklichte den ersten Teil seiner Wassertrilogie: Er durchschwamm alle Bündner Seen. Zwei Jahre später folgte die Durchquerung der grössten Seen aller Kantone. Als Abschluss will Ernst Bromeis von der Rheinquelle bis zum Meer schwimmen. In Planung sind auch ein Wasserzentrum in Graubünden und die Gründung der Stiftung «Das Blaue Wunder.»

Mit der Tourismusdestination Scuol organisiert Ernst Bromeis am UNO-Weltwassertag, 22. März 2012, Veranstaltungen zum Thema Wasser.

KIRCHENRATSTELEGRAMM

SITZUNG VOM 15. DEZEMBER 2011

TAGUNG. Am 20. Februar 2012 findet eine erweiterte synodale Arbeitstagung statt, zu der neben den Pfarrpersonen auch die Sozialdiakoninnen/-diakone und die Katechet(inn)en der Bündner Kirche eingeladen sind. Die Tagung setzt sich mit dem neuen Projekt «Gemeinde bilden» auseinander.

RÜCKTRITT. Pfr. Felix Meier, Luven, ist aus der Prüfungsbehörde der Bündner Kirche zurückgetreten. Der Kirchenrat dankt dem Zurückgetretenen für sein Engagement und wählt Pfr. Holger Finze, Jenaz, als neuen Examinator.

ANSATZ. Der Kirchenrat passt die seit dem Jahre 2005 unverändert gebliebenen Entschädigungsansätze für pfarramtliche Stellvertretungen (Reglement 815) der bis heute aufgelaufenen Teuerung an.

BILDUNG. Der Kirchenrat nimmt das Themenheft «Die Religiosität der Christen in der Schweiz und die Bedeutung der Kirchen in der heutigen Gesellschaft» des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» zur Kenntnis. Das Dokument steht als Download unter www.nfp58.ch zur Verfügung.

ÖKOLOGIE. Kirchenrätin Barbara Hirsbrunner wird in den Verein Ökologie in Kirche und Umwelt (www.oeku.ch), bei dem die Landeskirche Graubünden Kollektivmitglied ist, delegiert.

ZEITERFASSUNG. Der Kirchenrat beschliesst, für Mitarbeitende der Landeskirche Zeiterfassungstools und ein Modell für Mitarbeitergespräche zur Verfügung zu stellen.

MITGETEILT VON Kurt Bosshard



BETEN AUF RÄTOROMANISCH

«REFORMAT.» – Wie man Redaktorin Fadrina Hofmann Estrada zum Beten bringt.

«Geht Beten eigentlich auch auf Rätoromanisch?» Diese Frage hat mich kürzlich eine Sekunde lang aus dem Konzept gebracht. Meine Antwort war darum nur ein ungläubiges: «Äh, jaaa.» – «Dann bete mal für mich auf Rätoromanisch, bitte!» Und ich tat es doch tatsächlich. Allerdings bekam dieser unverschämte Mensch nur die kürzeste Kinderversion von mir zu hören: «Eu sun pitschnet, meis cour es net, in quel dess d'murar be Gesu sulet. Amen.» Dieses Gebet gibt es übrigens auch auf Deutsch. Mein Gegenüber musste allerdings bereits nach «Ich bin klein, mein Herz ist rein» aufgeben. Er hatte das Gebet aus seiner Kindheit schlicht und einfach vergessen. Ich könnte ihm ja mal die rätoromanische Fassung aufschreiben. **FADRINA HOFMANN ESTRADA**

AUS REFORMAT der neuen, wöchentlich wechselnden Kolumne auf www.reformiert.info



Die Darsteller des Musicals «Die Engelagentur» sind gefordert: Auf dem Programm stehen Schauspiel, Gesang und Performance

BILDER: FADRINA HOFMANN

«Können die Engel dahinten mal still sein?»

DIE ENGELAGENTUR/ Am 3. und 4. Februar findet in Zuoz ein Musical in der Kirche statt. «reformiert.» besuchte die Proben.

«Wer hat zu Hause eine funktionierende Nähmaschine?» Die Frage kommt von Pfarrer Lothar Teckemeyer gleich zu Beginn der Musical-Probe. Es ist Anfang Januar und somit fehlen noch gut vier Wochen bis zur Aufführung des Musicals «Die Engelagentur». Die Laiendarsteller haben sich im Schulhaus von Zuoz zur Probe eingefunden: junge Mädchen, Kinder ebenso wie ihre Mütter, ein älterer Herr, Schauspieler im mittleren Alter und eine Seniorin. Das Stück stammt aus der Feder von Teckemeyer und er führt auch die Regie. Die Nähmaschine wird für die Herstellung der Kostüme benötigt. «Und welche Schuhe brauchen wir?», fragt eine junge Frau. «Tja, das ist ein Problem bei Engeln. Am besten gehen da Ballett- oder Tanzschuhe», befindet der Regisseur.

BESTELLUNG. Die Geschichte des Stücks «Die Engelagentur» ist schnell erzählt. In der Engelagentur werden Engel jeder Art vermittelt: Rauschgoldengel, Schutzengel oder Friedensengel. Die Engel kann man je nach Bedarf anfordern, kaufen oder mieten. Ein kurzer Anruf genügt und die Ware wird geliefert. Doch in der Agentur läuft nicht alles so perfekt, wie es zunächst den Anschein hat. Was, wenn der Verkündigungengel ins Schwitzen gerät, der Umweltengel am Stock geht, die Erzengel out sind und der Friedensengel seinen vielfältigen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist? Die gestressten Engel beginnen Fehler zu machen, andere streiken. Eine Lösung muss her.

WIEDERHOLUNGSTÄTER. Beim Proben des Musicals gibt es weder Stress noch Streiks. Die Laiendarsteller sind mit Feuereifer dabei. Rund vierzig Personen aus dem

Ober- und Unterengadin sowie dem Bergell wirken beim Musical mit. Der kleine Rauschengel ist gerade mal fünf Jahre alt, der Loser im Stück ist bereits pensioniert. Letzterer heisst Gerhard Franz und er meint zwischen zwei Auftritten: «Es macht Spass, mit Leuten jeden Alters etwas zu spielen.» Er war bereits bei anderen Musicals von Teckemeyer mit dabei. Solche «Wiederholungstäter» gibt es noch mehr bei diesem vierten und letzten Musical in Zuoz. Da ist zum Beispiel die dreizehnjährige Cilgia, die gerne als Schauspielerin auftritt und die Aufführungen vor Publikum geniesst. Dort ist der 28-jährige Blinde Pascal Leinenbach, der die Gemeinschaft toll findet. Er meint: «Das Musical ist eine witzige Art, Glaubenthemen zu übermitteln.» Gretl Hunziker wollte eigentlich nur ihre Tochter Jasmin zu den Proben fahren und ist jetzt mit einer Statistenrolle ebenfalls im Musical integriert. «Das hier ist eine andere Form von Kirche, genau das hier ist eine lebendige Kirche», schwärmt sie.

DISZIPLIN. «Können die Engel dahinten mal still sein?», ruft der Regisseur ein paar lachenden Teenagern zu. Auch wenn die Premiere noch weit entfernt scheint, so legt Teckemeyer Wert auf Disziplin während

der Proben. Obwohl von den Laiendarstellern keine professionellen Voraussetzungen verlangt werden, besteht laut Teckemeyer doch ein Anspruch an Professionalität.

MISCHUNG. Professionell sind nicht nur Anleitung in Regie, Gesang oder Choreografie, sondern

auch Bandbegleitung, das Licht und die Tontechnik bei den Aufführungen. Dass die Mischung aus Laien und Profis funktioniert, weiss Teckemeyer aus Erfahrung: «Manchmal sind die Laien besser als die Profis.»

FADRINA HOFMANN ESTRADA

«Wir machen Volkstheater im besten Sinne des Wortes»

PROJEKT/ Pfarrer Lothar Teckemeyer hat bereits fünfzehn kirchliche und weltliche Musicals geschrieben.



LOTHAR TECKEMEYER, 64, Pfarrer, Lehrer und Psychodramaleiter, ist Pfarrer in Zuoz. Er schreibt und gestaltet seit 25 Jahren «Musicals in der Kirche».

BILD: FADRINA HOFMANN ESTRADA

in der Kirche». Fünfzehn Produktionen gibt es bereits und drei davon wurden in Zuoz aufgeführt, die vierte ist die «Engelagentur».

Im Engadin hat das Volkstheater Tradition. Und Sie machen Musicals?

Was wir hier machen, ist Volkstheater im besten Sinne des Wortes. Wir spielen mit dem Volk für das Volk und das mit viel Witz und Esprit. Wenn ich die Musicals ausschreibe, melden sich immer etwa 25 Leute an und neben den Wiederholungstätern gibt es jedes Mal auch wieder Neue.

Sie werden nächstes Jahr pensioniert. Ist «Die Engelagentur» das letzte Musical, das unter Ihrer Regie im Engadin aufgeführt wird?

Nein, es gibt nochmals eine Produktion im Oberengadin. Es geht dabei um ein Musical für Darsteller ab 65, also nur für ältere Leute. Die Idee dafür ist entstanden, weil die Seminare für Senioren so erfolgreich sind. Für mich wird dieses Musical die spannendste Herausforderung, die ich bisher angenommen habe. Ältere Leute haben nämlich ein kleines Handicap: Sie können nicht mehr so gut Text lernen. Text und Musik liegen bereits vor. «Lausige Zeiten» soll im nächsten Jahr etwa im gleichen Zeitfenster wie «Die Engelagentur» aufgeführt werden.

INTERVIEW: FADRINA HOFMANN ESTRADA

IM BETT/ Widerstand oder Ergebung? Was einer schwer kranken Patientin im Spital durch den Kopf geht
AM BETT/ Zurückhaltung oder Offenheit? Wie Ärzte und Pflegende mit schweren Diagnosen umgehen



Jeweils donnerstags: die Chefarztvisite. Mit dabei sind Ober- und Assistenzärztinnen sowie Pflegefachleute

NOTIZEN AUS DER ISOLIERSTATION: 32 TAGE IN ZIMMER 66, 5. STOCK DES BASLER UNIVERSITÄTSSPITALS

Reise ins Reich der Augenpaare

ISOLIERT/ «reformiert.»-Redaktorin Käthi Koenig hat die Isolierstation des Universitätsspitals Basel kennengelernt. Unfreiwillig. Als Patientin. Ihre Aufzeichnungen aus Zimmer 66 sind persönliche Überlegungen über eine Ausnahmesituation.

KÄTHI KOENIG TEXT / CHRISTIAN AEBERHARD BILDER

Andere machen sich auf für eine Reise in die Einöden der Gebirge, in die Wildnis der Tropenwälder, ins Chaos der Grossstädte. Sie wissen um die Gefahren: das Wetter, die Wege, politische und soziale Unruhen. Eine sichere Heimkehr ist ihnen nicht garantiert. Auch mir stehe eine solche Reise bevor, vergleichbar mit jenen, sagte ich mir, und versuchte so, meiner Ungewissheit, meiner Angst zu begegnen – weniger der Angst vor dem Tod als jener vor dem Ausgeliefertsein. Die Destination dieser Reise: das Universitätsspital Basel, 5. Stock, Isolierstation. Jetzt, im Rückblick, weiss ich, dass jener Aufenthalt bloss eine Etappe war, eine recht gemütliche sogar. Die Notizen, die ich damals machte, sind Dokumente aus einer Ausnahmesituation. Inzwischen bin ich zwar wieder daheim – und doch immer noch unterwegs in einem fremden Land. Durststrecken, unerwartete Umwege und Hindernisse, hoffnungsvolle Aufbrüche wechseln sich ab. Die Reise geht weiter.

Isolation – so stellt man sich das vor: Da haust der Patient hinter dicken Glasscheiben oder in einem Zelt. Allein, keine Berührung, abgeschirmt von allem Leben.

Isolation – nichts von dem. Ich begegne hier im Spital mehr Menschen als an jedem gewöhnlichen Arbeitstag. Allerdings sind sie vermmummt: weisser Mantel, Gummihandschuhe und immer eine Maske vor dem Mund. Ob Putzfrau oder Professor: Ich kenne ihre Augen, ihre Ohren, ihre Frisur – aber nicht ihren Mund, nicht ihr Lachen, kaum etwas von ihrer Mimik. Diese Menschen helfen gegen das Gefühl des Eingeschlossenseins. Das Zimmer auch. Ein grosses Fenster, eine weite Sicht. Himmel, Himmel, Himmel. Wolken kommen und gehen. Tag und Nacht.

Isolation heisst: möglichst grosse Keimfreiheit. Das Zimmer wird täglich minutiös geputzt, die Luft gereinigt und klimatisiert, die Leitungen enthalten desinfiziertes Wasser. Der Fussboden ist für mich tabu: Wenn mir etwas hinuntergefallen ist, darf ich es nicht aufnehmen. Das macht meiner Erziehung Mühe. Ich möchte ja möglichst selbstständig zurechtkommen, wenn ich schon so vieles abgeben muss. Den Körper zum Beispiel.

EDITORIAL

MARTIN LEHMANN
ist «reformiert.»-
Redaktor in Bern



Die Hilflosigkeit der Gesunden

Eine Kollegin wird krank. Sehr krank. Wir hören, dass sie weiterleben kann – falls sie Glück hat und sich irgendwo auf der Welt ein Stammzellenspender finden lässt. Was tun? Man wünscht Kraft. Man zeigt Mitgefühl. Man sagt: «Du machst es gut.» Und merkt, wie wohlgemeinte Aufmunterungen der Gesunden zu ungeschickten, leeren Floskeln für die Kranken werden können. Wie die Scheu Distanz statt Nähe schafft. Wir sagen: Sie ist schwer krank. Wir sagen nicht: Sie hat Leukämie. Wir sagen: Die Therapie ist riskant. Wir sagen nicht: Sie kämpft mit dem Tod. Oder gegen den Tod. Die Tabuisierung von Krankheit beginnt bei den Gesunden.

Konkret: Unsere Redaktionskollegin Käthi Koenig war plötzlich weg. Davon handelt dieses Dossier. Es ist keine journalistische Reportage aus einer Isolierstation. Es sind Notizen einer Reise an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod.

Eine Kollegin wurde krank. Sehr krank. Sie wurde unsichtbar. Das Spital verschluckte sie. Aber sie blieb nicht dort. Sie ist unterwegs zurück ins Leben. Sie erholt sich.



Elisabeth H., Pflegeassistentin



Gudrun D., Seelsorgerin



Annemarie S., Besucherin

Jetzt verfügen andere über ihn. Hier ist das Reich der hoch spezialisierten Fachleute, ich werde nie genügend Kenntnisse haben, ihre Entscheidungen zu beurteilen. Statt der Namen der Medikamente merke ich mir lieber jene der Mitarbeitenden.

Aber das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir. Anblick und Geruch des Menüs, das mir gebracht wird, widerstehen mir. Es tut mir leid, ich kann nicht. Statt leckere Bissen Gewissensbisse. Ich bestelle halbe Portionen und lasse noch immer die Hälfte stehen. Eine unsichtbare Ernährungsberaterin mischt sich ein: Sie verschreibt »Energysoup«, eine schleimige Creme, genauso scheusslich, wie ich mir diesen

«Das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir.»

.....

Food schon immer vorgestellt habe. Einmal würde ich es hinunter. Dann streike ich, und ich bin stolz auf diesen Ungehorsam. Was an Medikamenten in mich hineinkommt, kann ich nicht beeinflussen. Das aber wohl. Auf einmal habe ich Verständnis für jene magersüchtigen jungen Frauen, die aller Welt beweisen wollen, dass sie allein »Herr« über ihren Körper sind.

Aber abgesehen davon bin ich eine Musterschülerin. Ich will es gut machen. Ich will zum Gelingen beitragen, was mir möglich ist. In meinem eigenen Interesse, selbstverständlich, aber auch aus Dankbarkeit jenem unbekanntem Menschen gegenüber, der mir seine Stammzellen zur Verfügung gestellt und damit die Aussicht auf Heilung ermöglicht hat.

Ist so viel Wohlverhalten richtig? Offenbar rumort diese Frage doch in mir. Wären nicht mehr Widerständigkeit, Hinterfragen, Kritik am Platz? Ein Traum lässt mich meine Antwort finden: Ich benehme mich unerhört ruppig, gemein, ekelhaft gegenüber den Pflegenden, gegenüber meinen Angehörigen. Und ich schaue dabei zu, wie sich die Situation verändert: Zu den normalen Schwierigkeiten, die zu meiner Lage gehören, kommen Spannungen und Verstimmungen, Erstaunen, Hilflosigkeit der Leute um mich, sie sind beleidigt, ziehen sich zurück oder zahlen es mir zurück. Es ist nicht wieder gutzumachen, ich weiss es im Traum ganz genau. Als ich erwache, bin ich erleichtert: Es ist nicht so. Und so wie es ist, ist es richtig für mich. Und auch nicht schwer.

Neue Erfahrungen. Zum Beispiel das TV-Gerät: Ich habe zu Hause keinen Fernseher. Hier im Spital machte ich mich nun mit dem Programmangebot vertraut.

Da sitze ich also in meinem Bett vor dem Bildschirm – eine glückliche alte Frau mit Falten und Glatzkopf – und sehe und höre die Versprechungen und Verheissungen der Werbung. Was aber, wenn hier eine Dreissigjährige sässe? Vielleicht lag sie vor einem Monat in diesem Bett, vielleicht wird sie in ein paar Wochen hier sein. Seit Jahren hat sie gesehen, gekauft und angewandt, was Schönheit, Erfolg und Attraktivität bringen soll: Pflegemittel für volles, glänzendes Haar, magisch leuchtende Wimpern. Der perfekte Körper ist zu haben, reine Haut ebenso, und auch der richtige Mann. Das ist das Versprechen. Was machen sie mit der Frau, die hier liegen könnte, jung und eben noch höchst attraktiv, aber jetzt: ohne Haar, hässliche Hautausschläge, drohende Unfruchtbarkeit? Was ist mit ihr? Ich kenne sie nicht. Aber es gibt sie.

Ich selbst bin in einer anderen Lebensphase. Ich bin eine glückliche alte Frau, und dafür kann ich nichts. So wenig wie für meine Krankheit. Darum ist mir Mitleid peinlich und ärgerlich, genauso wie Bewunderung: »Wie du das trägst!« Das ist nicht meine Leistung. Ich hatte mein Leben lang Glück. Auch jetzt, offenbar. Vielleicht passt ein anderer Ausdruck noch besser: Gnade. Das Wort, das einen flüchtigen oder dauernden Lebenspunkt festhält und deutet. Das Wort, das durch eine nicht voraussehbare Erfahrung erklärt wird. Gnade und Dankbarkeit für heute. Vielleicht, ich hoffe es, auch für morgen.

Wer eine Reise plant, macht sich dabei bestimmte Vorstellungen. Unterwegs bringen sie manchmal Verwirrung. Und im Rückblick ist es spannend, das Erlebte mit dem Fantasierten zu vergleichen.

Der Spitalaufenthalt wird eine Gelegenheit sein, zu mir zu kommen, stellte ich mir vor. Um die Mitte zu finden, wie man sagt. Und Ruhe. Loslassen. All die schönen Wörter und Ideen. Es würde auch eine Reise ins Innere werden: keine Bücher, keine Ablenkung, keine Zerstreuung. Welche Chance für mich mit meinem ständigen Tun und Wissenwollen.

Dann die Vorübung. Mein geschwächtes Immunsystem hatte einem Virus keinen Widerstand bieten können, das halbe Gesicht war gelähmt. Das Lachen eine Fratze, das Reden entstellt, das rechte Augenlid gelähmt. Eine Woche Spitalaufenthalt. Daliegen, nur daliegen. Nichts von einer Reise ins Innere, kein Loslassen von Gedanken und Gefühlen. Das Denken eingeklemmt

zwischen Hirn und Schädel. Aktive Aufmerksamkeit? Bloss passives, formloses Sein.

Schön war es, wenn die Zimmernachbarin mit ihren Besucherinnen plauderte – teilnehmen an einem fremden Leben, ohne dass ich mich beteiligen musste. Ich lernte die Beziehungen in der Familie kennen; jene, von denen die einen Besucher sprachen, tauchten später auf und verhandelten nun die anderen, die eben gegangen waren. Wenn alle weg waren, erzählte mir die Frau im Bett nebenan deren Geschichten weiter.

Rückzug macht mich schwach. Aber was mir hilft, sind die Geschichten der anderen. Sie haben mir von ihrem Schicksal erzählt. Schlimmes, Trauriges und unsäglich Tragisches. Wie sie Schicksalsschläge, Krankheit, Verlust aufnehmen und annehmen. Mit Widerspruch und Unglauben, Achselzucken, Aufbegehren, Gelassenheit, Ergebung – auch Selbsttäuschung? – und wieder von vorne. Das Wort »Würde« wird mir wichtig. Jetzt hilft mir das, was sie mir erzählt haben. Vom Kämpfen, vom Nicht-Verstehen-Können. Vom Hoffen, Trost-Finden und Stärker-Werden. Wenn sie das können, warum nicht auch ich?

Meine medizinische Therapie entwickelte sich aus den Versuchen, dem Scheitern und den Erfolgen bei jenen, die vor mir die gleiche Krankheit durchmachten. Die litten, kämpften, starben oder weiterlebten unter mehr oder weniger guten Bedingungen. Ihren Erfahrungen, ihrem Leiden habe ich meine Chancen zu verdanken. Ähnlich baue ich mit meinen Gefühlen auf die Geschichten, die mir erzählt wurden. Ihretwegen vertraue ich darauf, dass es gut kommt, wie immer es kommt. Dass ich, wie jene, auch jetzt eine Aufgabe habe, die ich, wie jene, in Würde vollbringen möchte. Keine Reise ins Innere also. Eher eine Reise

«Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert.»

.....

zu den Menschen. Ich lasse ab von Einsamkeitsfantasien, von Rückzug und Askese – und nehme mit Dank und Neugier ein Geschenk an: einen iPad, garantiert keimfrei zu halten, Schatztruhe für Bücher, Zeitungen, Musik, Filme, persönliche Nachrichten, jederzeit abrufbar, Brücke zur weiten Welt.

Die Reise ins Innere ist vertagt.

Natürlich hatte ich mir auch mein Reiseziel, das Isolierzimmer, vorgestellt: als fremde Welt mit bekanntem Mobiliar – Bett, Tisch, Stuhl, TV- und Radioapparat.



Bahman T., Reinigungsdienst



Hermann S., Pflegefachmann



Lucia L., Koordinatorin

Einfach ein Spitalzimmer, wie es in der Vorbereitungs-broschüre beschrieben war. Warum, so frage ich mich beim Zurückschauen, warum haben mich die kleinen Abweichungen der Wirklichkeit von der Vorstellung so sehr gestört? War es die Situation des Eingeschlossenseins, die mich eben doch verwirrte – ein Zustand, schwebend zwischen den Vorstellungen von vorher und der Wirklichkeit?

Alles ist nun wirklich so vorhanden und doch unverhältnismässig irritierend für mich, und das bloss, weil alles seitenverkehrt zu meiner Vorstellung ausgerichtet ist – das Fenster links statt rechts, das Bett an der Nord- und nicht an der Südwand. So gibt es nun das Bild und die Wirklichkeit. Vielleicht spielen die Medikamente mit bei dieser eigenartigen Verwirrung. Erst nach und nach rücken die Tatsachen die Vorstellungen zurecht, ersetzen sie durch das einzig Mögliche und ganz Normale. In diesem Zimmer, mit diesen geregelten Abläufen und Behandlungen, mit unendlich vielen medizinischen Einrichtungen und Gegenständen, mit dem Transfusionsständer, der nun, ausser während drei Stunden am Morgen, ständig mit meinem Körper verbunden ist.

Manchmal halte ich inne: Was mache ich da? Was macht man mit mir? Was macht es in mir? Ein kurzes Überlegen, mehr Staunen als Erschrecken, und schon füge ich mich wieder ein. Denn für alle, die hier in diesem Raum zu tun haben, ist es normal, so wie es ist. Sie sind sorgfältig, zuverlässig, rücksichtsvoll und entschieden. Sie werden schon recht haben. Alles muss so sein.

«Hast du denn nicht Angst?», wurde ich gefragt. Angst wovor? Vor dem Tod? Seit ich mich erinnern kann, weiss ich, dass ich einmal sterben werde. Jetzt allerdings war es anders, weil sich die Art meines sicheren Todes mit mehr Wahrscheinlichkeit gezeigt hatte. Zwar könnte es genauso gut sein wie bisher, dass ich morgens nicht mehr aufwache oder einen Hirn-, einen Herzschlag habe. Aber sicher ist: Diese Krankheit würde zu meinem Tod führen, wenn ich von anderem verschont bliebe.

Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert. Die Stammzellentransplantation, eine aufwendige und teure Therapie, kann eine vollständige Heilung ermöglichen. Die Alternative wäre eine langsame Entwicklung hin zum Tod, ebenfalls mit Behandlungen verbunden. Einfach leis und stille sterben – wäre das überhaupt möglich? Kaum, und das hat meine Entscheidung erleichtert.

20 Tage nach dem Tag 0, als die Zellen eingeführt wurden: Ich lebe, ich lebe sogar gut, die neuen Stammzellen in mir leben, sie teilen sich und wachsen jetzt in Windeseile. Das Sterben ist wieder so abstrakt wie vor zwanzig Jahren, wie vor einem Jahr. Vielleicht, ich vermute es nun, zeigt und offenbart es sich erst und allein in dem Augenblick, in dem es nur noch erlebt, verlebt, nicht mehr reflektiert und nicht mehr mitgeteilt wird.

Im Isolierzimmer hatte ich erfahren, wie aus einer Ausnahmesituation Normalität wird. Auch das Leben mit Krankheit, Schmerzen, Hinfalligkeit kann normal werden. Auch die Konfrontation mit dem Tod?

Aber das Sterben? Was ist beim Sterben normal? Wenn ich jetzt wieder gesund werde, wie kann ich dann später einmal sterben? Natürlich sterben wir, aber wie sterben wir natürlich? Schwäche, Dahinsiechen oder Zusammenbruch – so war es lange bei uns, und so ist es immer noch dort, wo Vierzigjährige gebrechlicher erscheinen als hierzulande Achtzigjährige. Lebenskraft und -qualität können bis ins hohe Alter erhalten und erneuert werden.

«Was ist beim Sterben normal? Natürlich sterben wir. Aber wie sterben wir natürlich?»

Es gibt Therapien und Eingriffe für alles, ebenso vielversprechend und wirkungsvoll wie meine, die ich dankbar und staunend annehme. Und doch:

Wann darf ich sterben? Wenn es mir gut geht, will ich nicht sterben. Und ich will nicht, dass es mir schlecht geht, ich möchte nicht, dass mich Leiden und Schmerzen in den Tod treiben. Sterben, alt und lebensatt – können wir das, so wie es sich unsere Vorfahren wünschten? Wann gibt uns die Medizin wieder frei? Was früher ein Kampf mit dem Tod war, gegen Schwäche und Schmerz, zeigt sich heute vielleicht als Emanzipation gegenüber allen noch machbaren Möglichkeiten.

Jetzt, mit meinen 61 Jahren, mache ich gerne weiter mit beim Leben. Aber muss es auch sein, wenn ich achtzig werde? Wann und wie kann beides zusammenfallen: dass sie mich gehen lassen und dass ich mich gehen lassen will? Vielleicht wehklagend, weggammernd, wegdämmernd. Vielleicht mit Würde und Klarheit. Wie wird es mir geschehen? Und wie können und wollen andere das tun? Wie lässt unsere Gesellschaft es geschehen? Vermag sie es zu gestalten?

KRANKHEIT UND THERAPIE

LEUKÄMIE. Leukämie ist eine bösartige Erkrankung der weissen Blutkörperchen (auch «Blutkrebs» genannt), verursacht durch genetische Veränderungen in den Blutstammzellen. Dadurch gelangen unreife weisse Blutkörperchen in den Blutkreislauf, vermehren sich dort unkontrolliert und verdrängen die gesunden Blutkörperchen. Bei akuter Leukämie ist die Ausreifung der Blutzellen sehr stark beeinträchtigt, die Heilungschance liegt bei vierzig bis fünfzig Prozent, je nach Alter der Betroffenen. Bei anderen Leukämieformen ist die Zellfunktion nur wenig gestört, sie verlaufen eher chronisch. Leukämien gibt es in verschiedenen Formen, teils mit besserem, teils mit ungünstigerem Verlauf.

TRANSPLANTATION. Die Transplantation von Blutstammzellen wird hauptsächlich zur Behandlung von Blutkrebs eingesetzt, aber auch für andere, zum Beispiel angeborene Erkrankungen des Blutsystems. Ihr Erfolg hängt von der Übereinstimmung der Gewebsmerkmale zwischen Spender und Empfänger ab. Im Gegensatz zu den bloss vier Blutgruppen im System der ABO-Blutgruppen gibt es hier aber Millionen verschiedener Kombinationen. Mithilfe einer Datenbank, in der sich über neunzehn Millionen Freiwillige weltweit registriert haben, wird ein passender Spender gesucht.

EMPFÄNGER. Wenn sichergestellt ist, dass der gewählte Spender gesund

und verfügbar ist, wird der Zeitplan für die Transplantation festgelegt. Zur Vorbereitung gehören Routineuntersuchungen zum allgemeinen Gesundheitszustand des Patienten sowie die sogenannte Konditionierung, bei der durch Chemotherapie und/oder Bestrahlung der grösste Anteil der bösartigen Zellen vernichtet wird.

SPENDER. Auch er muss während einiger Tage medikamentös behandelt werden. Die Medikamente bewirken, dass Stammzellen aus dem Knochenmark ins Blut wandern. Kurz vor der Transplantation wird der Spender während rund sechs Stunden an ein Gerät angeschlossen, das dem Blut die Blutstammzellen entnimmt. Sie werden nun unverzüglich und oftmals über weite Strecken zum Empfänger gebracht und intravenös verabreicht. Die Stammzellen wandern aus dem Blut ins Knochenmark und beginnen sich dort zu teilen und auszubreiten. Diese Periode dauert zwei bis drei Wochen. Während dieser Zeit ist die empfangende Person sehr anfällig für Infektionen. Wenn der Anstieg der Zahl der Blutzellen zeigt, dass das Transplantat anwächst, und wenn es nicht zu starken Abstoßungsreaktionen kommt, kann die behandelte Person aus der Spitalpflege entlassen werden. Sie braucht aber eine intensive Nachbehandlung.

INFORMATIONEN: Bundesamt für Gesundheit www.bag.admin.ch/transplantation. Unter folgenden Adressen kann man sich für eine Stammzellenspende registrieren: www.blutstammzellen.ch www.sbsc.ch



Jakob Passweg, Chefarzt

Dr. med. Jakob Passweg, 52, ist seit Januar 2011 Professor für Hämatologie an der Universität Basel und Chefarzt für Hämatologie am Universitätsspital

«... weil vier Augen mehr sehen als zwei»

PATIENTENGESPRÄCH/ Wie ehrlich dürfen Ärzte gegenüber Schwerkranken sein? Und wie gehen Pflegende mit schwierigen Patienten um? – Rückfragen an einen Chefarzt und eine Pflegefachfrau.



Franziska Suter, Pflegefachfrau

Franziska Suter ist seit 35 Jahren Pflegefachfrau. Seit 1986 arbeitet sie auf der Isolierstation des Basler Universitätsspitals

DER PROFESSOR

Herr Passweg, Sie kennen die medizinischen Werte Ihrer Patienten bis ins kleinste Detail. Kennen Sie sie auch als Menschen?

Diese Daten machen nur einen kleinen Teil aus in der Beziehung zu den Patientinnen und Patienten. Die Krankheit gehört zwar zur Person, aber die Person ist mehr als die Krankheit. Gerade das gefällt mir an meinem Beruf: dass ich in Kontakt bin mit ganz unterschiedlichen Menschen. Als ich in Genf arbeitete, begegnete ich auch Menschen aus ganz andern Kulturen.

Da war die Verständigung gewiss nicht einfach.

Nur schon das Verstehen an sich ist da eine mühsame Sache. Und auch inhaltlich gibt es Unterschiede. Bei uns in der Schweiz hat innerhalb der letzten dreissig Jahre ein Wandel stattgefunden: ein Wandel hin zur Ehrlichkeit. Dass der Patient nicht informiert wird und Leiden, Sterben und Tod tabuisiert werden, das ist bei uns vorbei. In anderen Kulturen jedoch gilt zum Teil immer noch: Ein Arzt, der über das Sterben spricht, ist ein schlechter Arzt.

Wie wirken sich Offenheit und Ehrlichkeit aus?

Uns ist der Begriff «Empowerment» wichtig: Der Patient soll Herr über sein eigenes Schicksal bleiben.

Dass ein Kranker sagt: «Herr Doktor, entscheiden Sie, ich will gar nichts wissen», das kommt heute kaum mehr vor. Vor vierzig Jahren war das die normale Einstellung.

Gibt es bei schwerkranken Patienten gewisse Charaktereigenschaften, welche die Heilungschancen fördern – oder gefährden?

Ich glaube nicht, dass es da einen besonders günstigen Grundcharakter gibt. Ein Kämpfertyp wird nicht unbedingt besser fertig mit der Krankheit als ein dulddender Mensch, der sagt: Was immer auf mich zukommt, ich nehme es, wie es ist. Wichtig ist jedoch eine gewisse Zuverlässigkeit, was die Behandlung angeht. Es gibt Leute, die nur die Hälfte der vorgeschriebenen Medikamente einnehmen: Vielleicht haben sie eine geheime Wut, aber statt auf den Tisch zu klopfen und sich zu beklagen, entziehen sie sich auf diese Weise. Gewisse Behandlungen, von denen man weiss, dass sie Erfolg haben, gelingen eindeutig nicht, wenn sie nicht richtig durchgeführt werden.

Erhalten alle von einer Krebserkrankung Betroffenen die notwendige Therapie?

Weltweit längst nicht alle. Die meisten Menschen mit diesen Krankheiten erhalten nicht die Behandlung, die ihnen hilft oder sie sogar heilt.

Aber bei uns wird niemand ausgeschlossen?

Es gibt immer ethische Konfliktzonen. Zum Beispiel: Ein junger Mann mit einer schweren geistigen Behinderung, der Leukämie hat – macht man da eine Chemotherapie? Auch eine Stammzelltransplantation? Kann er verstehen, worum es geht, und sich entsprechend verhalten? Oder darf man die Transplantation bei jemandem machen, von dem man weiss, dass er unzuverlässig ist im Umgang mit den Medikamenten? In solchen Situationen gibt es eine ethische Beratung. Meistens entscheiden wir zugunsten des Patienten. Es besteht ja auch immer die Möglichkeit, dass er sich ändert, hinzulernt.

Kann sich unsere Gesellschaft diese teuren Therapien überhaupt leisten?

Die Schweiz ist das wohlhabendste Land auf dieser Welt. Die Gesundheitsversorgung ist gut ausgebaut, mit relativ viel Speck dran.

Der Kantönliche Geist bewirkt jedoch viele Ineffizienzen – da gäbe es zuerst anderswo Speck abzuschneiden ...

Werden aber dennoch Behandlungen vorenthalten?

Ständig und überall, aber das hat mit anderem zu tun. Zum Beispiel sind gewisse Krankheiten so selten, dass die Medikamente

dazu auf den Listen der Krankenkassen nicht aufgeführt sind. Es gibt auch Rechtsungleichheiten wegen den unterschiedlichen Voraussetzungen in den Kantonen.

Und wenn die Therapie nur bedingt gelingt und ein Patient zu gesund zum Sterben, aber zu krank ist, gut zu leben? Was heisst das für Sie?

Es ist eine grosse Freude, jenen zu begegnen, welche die Krankheit überwinden. Wenn sie sich jedoch wieder zurückmeldet, ändert sich die Zielsetzung der Therapie. Dann geht es darum, mitzuhelfen, dass der Kranke den Rest des Lebens gut, würdig verbringen kann und der Tod möglichst gnadenvoll ist.

Bedeutet die Angebote der Sterbehilfeorganisationen für Sie als Arzt eine Entlastung?

Ja, ich finde, wir haben eine relativ gute Gesetzgebung, auch wenn längst nicht alles geklärt ist. Es gibt kein Gesetz, das festlegt, bis zu welchem Punkt ein Leben lebenswert ist, das Urteil darüber wird vielmehr den Einzelnen zugewilligt. Viele unserer Patienten sind Exit-Mitglieder, manche kämpfen dennoch bis zum Schluss und nehmen die Sterbehilfe nicht in Anspruch. Aber sie wissen, dass es diese Möglichkeit gibt. Grundsätzlich sind wir als Ärzte auf der Seite des Lebens: Wir machen zwar Sterbebegleitung, sind aber bei assistiertem Suizid nicht dabei.

DIE PFLEGEFACHFRAU

Franziska Suter, kommt es vor, dass Sie vor der Tür zu einem Krankenzimmer am liebsten wieder umkehren möchten?

Nein. Natürlich gibt es Situationen, in denen ich inneren Widerstand wahrnehme: wenn ich zum Beispiel Nachtdienst habe und ein Patient sehr anspruchsvoll ist. Dann muss ich mich vor dem Eintreten ins Zimmer sammeln und mir bewusst machen, dass ich müde bin und darum gereizt – und dass das nicht das «Vergehen» des Kranken ist.

Sie stellen sich also ganz auf einen Kranken ein?

Wir versuchen, hinter dem zu stehen, was der Patient entschieden hat: Er macht diese Therapie. Es kommt vor, dass jemand unsicher wird, dann soll er dennoch – oder erst recht – meine grundsätzliche Unterstützung erfahren. Das kann auch bedeuten, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde. Ich trage das mit, aber ich muss nicht beurteilen, ob seine Haltung richtig ist oder nicht.

«Läuten Sie ungeniert»: Das ist ein Standard-satz des Pflegepersonals. Was, wenn sich ein Patient wirklich daran hält?

Es kommt vor, dass jemand «auf der Glocke sitzt», wie wir sagen. Das hat fast immer einen Grund: Vielleicht hat der Patient Angst, Panik. Manchmal hilft es, wenn ich eine Zeit lang bei ihm sitze oder mehr Licht mache. Wenn es eine reine Anspruchshaltung ist – der Rollladen muss zuerst hinauf, dann gleich wieder runter –, dann sage ich auch einmal: Es tut mir leid, aber Sie müssen sich jetzt gut überlegen, was Sie in den nächsten fünf Minuten noch brauchen, und Sie müssen es mir jetzt sagen, nachher habe ich einfach keine Zeit mehr. Meistens kommt

das gut an. Aber man kann nicht alles professionell bewältigen. Manchmal hat man einen gereizten Unterton, der andere merkt das auch. Ich bitte dann um Entschuldigung. Gereiztheit darf sein, auf beiden Seiten, wir müssen das ertragen können.

Gilt das auch für die Zusammenarbeit im Pflegeteam?

Nicht jeder reagiert gleich, wenn man ihn auf einen Fehler aufmerksam macht. Und doch muss man es immer wieder tun, immer wieder konfrontieren, auch wenn es den Kollegen verärgert. Es darf nicht sein, dass man hintenrum allen anderen sagt, was einem an einer bestimmten Person nicht passt, aber ihr selbst nicht. Klar ist aber auch, dass man dann selbst nicht geschont wird.

Was tun Sie, wenn von ärztlicher Seite etwas verpatzt wird?

Die Assistenzärzte etwa sind für viele Patienten verantwortlich, da kann mal etwas untergehen. Es stört mich nicht so sehr, wenn etwas vergessen geht. Mehr stört mich, wenn jemand auf einen entsprechenden Hinweis verärgert reagiert. Wenn wir alle respektieren, dass vier Augen mehr sehen als zwei, dass beide Berufsgattungen, Ärzte und Pflegende, professionell sind, aber unterschiedliche Arten der Verantwortung wahrnehmen, funktioniert es sehr gut. Wenn aber Machtansprüche hineinspielen, wenn es als Problem zwischen Hierarchieebenen ausgetragen wird, kommt es zu Konflikten.

Unterschiedliche Arten von Verantwortung?

Ein Arzt will, dass eine Therapie heilt, gerade bei jungen Menschen. Wir Pflegenden jedoch, wir begleiten, stützen, tragen, und wir kommen manchmal auch an den Punkt, an dem wir sagen: Man muss den Patienten jetzt in Ruhe lassen. Dieser Punkt wird unterschiedlich wahrgenommen, weil Ärzte und Pflegende unterschiedlich ausgerichtet sind. Die Assistenzärzte schwenken oft auf unsere Linie ein, weil sie jeden Tag den Verlauf der Krankheit wahrnehmen und das Leiden aus grösserer Nähe mitbekommen. Die Entscheidung ist immer beim Oberarzt, aber sie wird natürlich im Team diskutiert.

«Es kann sein, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde.»

FRANZISKA SUTER, PFLEGEFACHFRAU

Und manchmal erleben Sie Überraschungen?

Ja, es ist überhaupt nicht immer so, dass die Pflege recht hat. Ich erinnere mich an Kinder, die extrem litten. Als Mutter hätte ich wohl gesagt: Ersparen wir ihnen das. Und dann überlebten sie. Natürlich kann man immer

noch die Frage stellen: Ist Überleben alles? Wie steht es mit der Lebensqualität? Aber auch das kann man ja nicht voraussehen. Niemand von uns weiss alles. Wir wollen gemeinsam zu einem Konsens kommen, und meine Aufgabe kann es sein, eine unerträgliche Situation anzusprechen.

Was, wenn Sie selbst die Diagnose Leukämie hätten?

Es ist seltsam, ich glaube nicht, dass ich ausgerechnet an Leukämie erkranken könnte. Aber das meint jeder. In jungen Jahren hätte ich mit dieser Diagnose keine Chance gehabt, weil es noch keine Fremdspender gab. Ich würde vielleicht noch nach anderen Optionen fragen. Aber gerade bei Leukämie gibt es keine alternativen Behandlungsmöglichkeiten. Die seriöse Naturheilkunde sagt ganz klar: Da können wir mit unseren Mitteln nichts machen. **INTERVIEWS: KÄTHI KOENIG**

SERIE: MÄNNER-SPIRITUALITÄT

Wie Männer nach dem Sinn suchen

GLAUBEN/ Immer mehr Männer widmen sich ihrem Seelenheil. In einer Serie erkundet «reformiert.» verschiedene spirituelle Wege.

Lange beschäftigte das Thema Männerspiritualität niemanden so recht. Was Männer in Sachen Transzendenz genau umtreibt, wird aber seit Kurzem vermehrt thematisiert – sei es in Medien wie der «Männerzeitung», in Untersuchungen wie «Was Männern Sinn gibt» oder in speziellen Kursen und Seminaren wie im Tagungshaus Rügel. Ein Zufall? Vielleicht. Allerdings kommt die Studie «Männer in Bewegung» – ein Forschungsprojekt der Gemeinschaft der katholischen Männer und der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland – tatsächlich zum Schluss: Das männliche Interesse an Sinnfragen hat in den vergangenen zehn Jahren stark zugenommen.

VERNACHLÄSSIGT. Dass Männer auf der Suche nach Antworten nicht unbedingt in die Kirche gehen, ist bekannt. «Die Kirche bietet den Männern anscheinend nicht den Raum, den sie brauchen, um in ihrer Sinnsuche wirklich weiterzukommen», glaubt der Burgdorfer Theologe und Gender-Fachmann Andreas Borter. «Sie sind sich gewohnt, gefordert zu werden, und suchen in der Regel zielgerichtet Lösungen für ihre spezifischen Probleme. Moralisierende, wenn auch gut gemeinte Allgemeinplätze wie «Orde dich nicht dem Erfolgsdruck unter» greifen da nicht. Wichtig ist es, zunächst einfach von den Lebensrealitäten der Männer auszugehen.» Der Leiter des Bereichs Bildung und Gesellschaft der Reformierten Landeskirche Aargau, Jürg Hochuli, findet, die Reformierte Kirche habe in den letzten Jahren zu wenig dafür getan, den Männern ein spirituelles Heim zu bieten. «Es ist jetzt an der Zeit, sich Gedanken dazu zu machen, wie man das ändern kann – von der Leitung bis hinunter in die Gemeinden», ist er überzeugt.

ZURÜCKGEWONNEN. Im vergangenen Jahr unternahm Jürg Hochuli im Tagungshaus Rügel einen ersten Versuch, Männer mit spirituellem Interesse zurückzugewinnen. «Wir planten drei Angebote in seminarartiger Form. Eines davon – «Kämpfen und Lieben» – konnten wir durchführen.» Vielleicht böten Seminare über das Mannsein nicht unbedingt das Umfeld, das Männer anspreche, mutmasst Jürg Hochuli. Deshalb hat er für 2012 das Konzept angepasst. «Zwei von drei Angeboten finden diesmal nicht im kirchlichen Kontext statt», erklärt er, «sondern in einem Umfeld, das Männer von Haus aus interessiert

«Männer sind sich gewohnt, gefordert zu werden. Sie suchen in der Regel zielgerichtet nach Lösungen.»

ANDREAS BORTER

und wo sie sich wohlfühlen. So muss sich niemand bei seinen Kollegen quasi dafür «entschuldigen», dass er an einem Kurs in einem kirchlichen Bildungshaus teilnimmt.» Einmal fahren die Teilnehmer zur Weindegustation, einmal besuchen sie das Schulungszentrum eines Autohändlers. Das Konzept scheint aufzugehen: Es gibt jetzt schon so viele Anmeldungen, dass Jürg Hochuli beide Angebote durchführen kann.

ERFORSCHT. Der spirituelle Mann, wenn es ihn denn gibt, scheint also keine einfache zu greifende und zufriedenzustellende Spezies zu sein. Dennoch macht sich «reformiert.» in den kommenden Wochen auf die Suche nach ihm. Wie und wo finden Männer Antworten auf die grossen Fragen des Lebens? Schliessen sie sich kirchlichen Männergruppen an oder suchen sie ihr Seelenheil in fernöstlichen Meditations-techniken? Lassen sie sich führen oder geben sie den typisch männlichen «einsamen Wolf»? Lassen Sie sich überraschen!

MARIUS LEUTENEGGER UND ERIK BRÜHLMANN



Verändert Spiritualität die Blickweise? Im Bild Kung-Fu-Meister Jing Lianzhen

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Vielleicht hilft ja Bläsi

WUNDER. Die römisch-katholische Kirche hat so viele Heilige, dass nicht einmal die Experten im Vatikan deren genaue Zahl kennen. Es sind mehrere Tausend. Viele stammen aus der Zeit vor der Reformation, gehören also zum gemeinsamen christlichen Erbe. Zum Beispiel Blasius. Er hat im vierten Jahrhundert an der türkischen Schwarzmeerküste gelebt und gilt als Helfer bei Halsleiden und Erstickengefahr. Mit seinem Gebet soll er einmal einen Knaben gerettet haben, dem eine Fischgräte im Hals stecken geblieben war.

HALSWEH. In der Schweiz wurde aus Blasius ein Bläsi. Man konnte ihn bei allen Halsproblemen um Hilfe bitten. Im Idiotikon, dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, finden sich alte Texte, die zeigen, wie das funktioniert: «Wer an Halsweh leidet, der trinke Weihwasser aus einer Bouteille, die einen gebrochenen Hals hat, und rufe: Bläsi, Bläsi, Bläsi! So verlierst du das Halsweh.» Und ein Betroffener berichtet in holprigen Reimen: «Wenn mir der Hals geschwollen was, da kam der Pfaff und lehrt mich das: Bring Sant Bläsi eine silbre Gab, der hilft dir der Geschwulst ab.»

HELFER. Bis heute wird in der römisch-katholischen Kirche am 3. Februar der Blasius-Segen gesendet. Er soll den Hals vor Krankheiten bewahren. Ob das auch funktioniert? Im Zweifelsfall setzen wir heute doch lieber auf Bonbons, Tabletten und Salbeitee. Aber Blasius wird deswegen noch lange nicht arbeitslos, er könnte sich nämlich auch um all jene Menschen kümmern, denen etwas Unangenehmes im Hals stecken geblieben ist. Es müssen ja nicht gleich Fischgräten sein, der übliche tägliche Ärger reicht auch schon. Einige bekommen dabei einen richtig dicken Hals. Andere würgen und versuchen herunterzuschlucken, was sie plagt. Das wäre doch etwas für dich, Bläsi!

BEFREIUNG. Und dann all die Furchtsamen und Schüchternen, die kaum richtig atmen und sprechen können, weil die Angst ihnen den Hals zuschnürt: Sie könnten etwas Hilfe von oben bestimmt brauchen. Bläsi, was meinst du? So nebenbei könntest du auch jene etwas lockern, die zu Halsstarrigkeit neigen, weil sie immer recht haben müssen und nicht von ihren festgefahrenen Meinungen lassen können.

SEITENBLICK. Doch vielleicht mag Bläsi ja nicht mehr heilen. Er ist unterdessen nämlich fast 1700 Jahre alt. Als Heiliger wird er zwar kaum je pensioniert, aber unsere Probleme müssen wir heute wohl selbst lösen. Schliesslich sind wir aufgeklärte Menschen, glauben kaum noch an Wunder und wissen um unsere Verantwortung.

Aber so nebenbei ganz verschämt auf einen Heiligen wie Blasius zu schießen und mit dem Gedanken zu spielen, ob er uns vielleicht helfen könnte, obwohl wir nicht daran glauben – das dürfen wir uns auch heute noch erlauben. Gell Bläsi, dagegen hast du doch nichts einzuwenden?

MÄNNER-ANGEBOTE

der Reformierten Landeskirche Aargau: 17. Februar: Weindegustation bei Weinbauer und Kirchenpfleger Claudio Hartmann; 4. Mai: Besuch im Schulungszentrum der Amag; 12. bis 14. Oktober: «Kämpfen und Lieben». Infos unter www.ruegel.ch.



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.



Ebenso sicher wie das Amen in der Kirche ist auch dasjenige in der Synagoge und in der Moschee. Da enden die Gebete mit der kleinen, ursprünglich hebräischen Zustimmung: Amen – so ist es! Diese kollektive Einwilligung, leise oder laut mitgesprochen, gehört zum Ritual. Bei religiösen Glaubenssätzen anderer Couleur murmeln nicht alle ein absegnendes Ja und Amen mit. Gerade die reformierte Tradition hält das Mit- und Selberdenken hoch und verzichtet auf einen Katalog, der keine Widerrede duldet. Wer innerlich beteiligt einer Rede oder

einem Gebet mit Amen beipflichtet, lässt es nicht dabei bewenden. Denn Beten heisst nicht, Gott mit Ansprüchen zu bedrängen, er solle nun endlich die Welt retten. Vielmehr lässt man sich mit dem Amen auf Gott ein, der «alles in allem» ist. Amen, so geschehe es – aber auch an, durch und mit einem selbst.

Überraschend steht im letzten Buch der Bibel, der Offenbarung: «Dies sagt der Amen» (3, 14). Jesus wird dort als das personifizierte Amen aufgefasst. Er wird zum göttlichen So-sei-es, zur konkreten Bestätigung seiner Liebe. Der Mann aus

Nazareth hat dieses Amen verkörpert, indem er in Übereinstimmung mit seinem göttlichen Ursprung zu leben versuchte.

Er kann uns Nachgeborene anregen, das Amen als Lebenshaltung zu entdecken: Statt abweisend gehen wir erwartungsvoll in den Tag. Den Argwohn tauschen wir bewusst gegen Freundlichkeit aus. Wir verneinen unser Leben nicht, sondern bejahen es grundsätzlich. Denn es ist, was es ist, samt seinem Schwere und Schönen. Hier kann ein mutiges Ja und Amen für einmal klug sein – und versöhnlich. **MARIANNE VOGEL KOPP**

Reden ist Gold

KURS/ Personen mit Lese- und Schreibschwäche leiden unter einem Tabu. Kirchengemeinden informieren.

«Es ist ein Albtraum», sagt Sabrina D. (Name geändert), 43. Seit ihrer Kindheit leidet die vielbeschäftigte Frau an Illetrismus, an Lese- und Schreibschwäche. Sie kennt das Alphabet und kann auch lesen, langsam, immer noch etwas stockend. Früher ging nicht mal das. «Die Buchstaben zappelten immer.»

TABU. In Graubünden leben, gemäss dem Roten Kreuz Graubünden, 20 000 Menschen mit Leseschwäche, knapp die Hälfte davon sind deutscher Muttersprache. Gemäss Bundesamt für Kultur ist Illetrismus in Industrieländern weit verbreitet. Menschen mit dieser Schwäche können zwar lesen und schreiben, aber sind unfähig, Texte hinreichend zu verstehen. «Vielfach hat Illetrismus soziale Hintergründe, weil die Betroffenen in ihrer Jugend zu wenig Unterstützung von Schule und Elternhaus erhielten», sagt Jürg Suhner, Präsident des Vereins Bildungsraum Schaffhausen und Anbieter von Lese- und Schreibkursen für Erwachsene.

Sabrina D. kann davon ein Lied singen. Als Kind litt sie unter der Tabuisierung ihrer Schwäche. In der Familie sprach man nicht darüber. «Ich war einfach immer die Dumme.» Noch heute zuckt sie beim Wort Diktat zusammen. Dreissig bis vierzig Fehler in einem Diktat waren die Regel. Verständnis brachte ihr der Klassenlehrer in der Realschule entgegen. Sofort wurde ihre Leistung besser. In Französisch erreichte sie die Zeugnisnote 5. Die anschliessende Verkäuferinnenlehre schnitt sie als eine der Besten ab.

LÜGE. Mit 28 Jahren las Sabrina D. zum ersten Mal ein Buch. Davor machte sie immer einen Bogen um alles

Geschriebene. Ausser ihrem Ehemann wusste niemand von ihrer Lese- und Schreibschwäche. «Ohne schummeln und lügen funktionierte mein Alltag nicht», sagt die Mutter, deren Tochter heute das Gymnasium besucht. Wenn Sabrina D. auf einer Arbeitsstelle ein Formular ausfüllen musste, schrieb sie absichtlich unleserlich. Beim Briefeschreiben ersetzte sie die Wörter, «die sich schwierig anhörten», durch einfache oder schrieb in Mundart weiter.

KAMPF. Rund 400 000 Schweizerinnen und Schweizer leiden trotz Volksschulbildung an Lese- und Schreibschwäche. Das wirkt sich auch auf die Gesellschaft aus. Wer an Illetrismus leidet, ist doppelt so anfällig, arbeitslos zu werden.

Seit 2004 arbeitet Sabrina D. bei einer Stiftung. Von ihren Vorgesetzten wird sie geschätzt, gerne würde man ihr mehr Administrationsaufgaben übergeben. Nichts hätte sie lieber getan, doch sie erfindet Ausreden, damit ihre Lese- und Schreibschwäche nicht ans Licht kam. «Die Lügen engten mich ein.» Als sie dann unter plötzlicher Atemnot litt, beschloss sie, endlich etwas gegen ihr Problem zu unternehmen.

BEFREIUNG. Nun besucht Sabrina D. seit einem Jahr einen Kurs zur Verbesserung der Lese- und Schreibfähigkeit. Zum ersten Mal befand sich Sabrina D. unter Gleichgesinnten. «Das war unglaublich befreiend.» Acht Teilnehmer und Teilnehmerinnen im Alter von 21 bis über siebzig Jahren treffen sich einmal pro Woche in Chur. Das Angebot ist



Gearbeitet wird in kleinen Gruppen: Kursstunde «Besser Lesen und Schreiben»

«Ohne schummeln und lügen funktionierte mein Alltag nicht.»

SABRINA D.*

ein Pilotprojekt des Roten Kreuzes Graubünden. Mehrere Bündner Kirchengemeinden lancieren für dieses Jahr Informationsveranstaltungen dazu (Seite 11 Agenda).

Unterstützt wird das Projekt vom Kanton und vom Bundesamt für Berufsbildung. «Grundsätzlich ist es so, dass ich die Strukturen und die Plattform der Landeskirchen nutzen möchte, um die Bevölkerung für die Problematik zu sensibilisieren», sagt Projektleiter Urs Chiara. Die Finanzierung der Pilotphase bis Mitte 2013 sei mehrheitlich über das Bundesamt für Berufsbildung gesichert.

BEKENNEN. Heute braucht Sabrina D. nicht länger zwei Stunden für das Verfassen eines Briefes. Den Weg aus der Isolation hat sie geschafft. Es fehlt ihr nur noch eines: «Öffentlich zu meiner Lese- und Schreibschwäche zu stehen.»

RITA GIANELLI

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Telefon 071 226 92 92

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!
16. April bis 2. Mai 2012: Astorga–Santiago
21. September bis 4. Oktober 2012: Orthez–Logrono
Marianne Stocker, 044 742 04 05
www.marianne-stocker.ch

Taufe Konfirmation Trauung
Damit ein schöner Tag im Leben unvergesslich bleibt
Besondere (Gast-) Geschenke und Tischdeko
www.MINI-BIBEL.de
Nutzen Sie den günstigen Währungskurs zum EURO!

Evangelisch-methodistische Kirche Wir suchen:
eine **Person für die Jugendarbeit**
Weitere Infos: (www.emk-winterthur.ch)

Gratisinserat

Im Kleinen
Grosses bewirken
Ihre Spende verhilft
Menschen zu ihrem Recht.

HEKS

Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch PC 80-1115-1

**Hier könnte
Ihr Inserat
stehen!**

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 160.–. Damit erreichen Sie 36 000 Leser im Kanton Graubünden. Ihr Ansprechpartner: Kömedia AG
Telefon 071 226 92 92
info@koemedia.ch

campus Muristalden
Kirchlich-Theologische Schule Bern

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées Berne-Jura-Soleure

Der spannendste Weg ins Theologiestudium!

Wir suchen

Menschen, die überlegen

ob sie sich neu ausrichten, Theologie studieren und Pfarrer oder Pfarrerin werden wollen.

- Wir begleiten Sie auf dem Weg zu ihrer Entscheidung.
- Wir bieten Ihnen eine 2-jährige theologische Spezialmatur.
- Wir bereiten Sie optimal auf das Theologiestudium vor.
- Wir sind engagiert und Teil eines anregenden Umfeldes.

Die Einschreibungen für den Kurs 2012-2014 laufen.
Aufnahmeprüfungen finden im März 2012 statt.

Nehmen Sie mit uns Kontakt auf:
Christian C. Adrian, Leiter KTS Bern, Campus Muristalden, Muristrasse 8, 3006 Bern, 034 411 30 25, christian.adrian@ktsbern.ch, www.ktsbern.ch.

AGENDA

KIRCHE

Frauengottesdienst. Jeden dritten Mittwoch. **Datum:** 15. Februar; **Zeit:** 19.15 Uhr; **Ort:** Evangelisch-reformierte Kirche Chur-Masans. **Thema:** Riten und Rituale heute.

KONZERT

Chor. «Christus, Dein Licht», russisches Chorkonzert zu Ehren von Frère Roger, Tai-zé. **Datum:** 17. Februar; **Ort:** Reformierte Kirche St. Johann, Davos Platz; **Zeit:** 20.30 Uhr; **Eintritt:** frei; **Info:** Janine Stiefel, 076 575 65 87; Chor-Svet@gmx.ch.

KURSE/FREIZEIT

Lese- und Schreibschwäche. Informationsveranstaltungen in Kirchgemeinden zum Thema «Wenn Lesen und Schreiben Mühe machen ...» (mit Dokumentarfilm Boggsen), gemeinsam mit dem Roten Kreuz Graubünden.

Klosters: im Rahmen der Ökumenischen Erwachsenenbildung **Datum:** 8. Februar; **Zeit:** 19.30 Uhr; **Ort:** Kirchgemeindefaal, Kirchgasse 9, Klosters Platz.

Lavin: Veranstaltung des Center d'inscunter Oasa. **Datum:** 16. März; **Zeit:** 20.15 Uhr; **Ort:** im Schulhaus in Lavin.

Sils im Domleschg: **Datum:** 9. Mai.

Untervaz: **Datum:** 22. Mai

Besuchen und Begleiten. Grundkurs für freiwillig Mitarbeitende im kirchlichen Besuchsdienst, im Besuchsdienst von Non-profitorganisationen und weiteren sozialen Netzwerken. **Veranstalter:** Stiftung Benevol Graubünden, Fach- und Vermittlungsstelle für Freiwilligenarbeit, Steinbockstrasse 2, Chur, 081 258 45 90, info@benevol-gr.ch; Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Fachstelle Erwachsenenbildung, Welschdörfli 2, Chur, 079 815 80 17, rahel.marugg@gr-ref.ch; **Daten:** 10./24./31. März; **Ort:** Chur; **Kosten:** 270 Franken inkl. Mittagessen; **Info/Anmeldung:** bei einem der Veranstalter bis am 10. Februar 2012.

Kraft der Stille. Ab 11. Januar, dann alle zwei Wochen bis am 27. Juni; **Zeit:** 18 bis 19.30 Uhr; **Ort:** Martinskirche Chur; **Leitung:** Fadri Ratti, Monica Kaiser-Benz, Carla Camenisch, Claudia Walter; **Kosten:** Unkostenbeitrag; **Info/Anmeldung:** Monica Kaiser-Benz, Beverinstrasse 2, 7430 Thusis, monica.kaiser-benz@swissonline.ch

Kunstwanderungen. Neues Jahresprogramm von Dieter Matti. Erste Wanderung: Meran – zwischen Vinschgau und Kältersee. **Datum:** 22. bis 29. April / 10. bis 17. Juni; **Anmeldung:** Dieter Matti, 7484 Latsch ob Bergün, 081 420 56 57, Fax: 081 420 56 58, dieter.matti@bluewin.ch; www.kunstwanderungen.ch

Ausstellung. Das Gemeindezentrum Aua Viva in Disentis zeigt eine Ausstellung der Friedensbibliothek-Antikriegsmuseum der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg zum Thema «Gegen den Strom», mit Bildern und Texten von und zu Rose Ausländer. **Datum:** ab 6. Februar bis Ostern; **Information:** www.auaviva-cadi.ch

TIPP



Erfrischung in der Surselva

Gesunde Ferien ermöglichen

TSCHERNOBYL/ Seit der Reaktorexpllosion in Tschernobyl vor über 25 Jahren ist ein Viertel der Fläche von Belarus/Weissrussland verstrahlt. Darunter leiden vor allem die Kinder. Sie sind das ganze Jahr dieser Strahlenbelastung ausgesetzt. Die Tschernobylhilfe Surselva lädt seit 19 Jahren Kinder aus diesen Gebieten ein, damit sie sich in der Surselva erholen und gesunde Nahrung zu sich nehmen können. Die Kinder

sind vom 15. Mai bis 13. Juni in der Schweiz. Zur Unterbringung der rund 25 Kinder sind Gasteltern gesucht, die bereit sind, die Kinder während vier Wochen aufzunehmen. An vier Tagen der Woche wird ein Programm angeboten. Ausserdem sind Fahrer und Fahrerinnen für Chauffierdienste der Kinder während dieser Zeit gesucht.

Weitere Auskünfte und Anmeldung: Telefon 079 379 94 22 oder E-Mail: p.letsch@th-surselva.ch

BERATUNG

Lebens- und Partnerschaftsfragen: www.beratung-graubuenden.ch.

Chur: Angelika Müller, Thomas Morry; Bahnhofstrasse 20, 7000 Chur; 081 252 33 77; beratung-chur@gr-ref.ch.

Engadin: Markus Schärer, Straglia da Sar Josef 3, 7505 Celerina; 081 833 31 60; beratung-engadin@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung: Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, 7000 Chur; astrid.weinert@gr-ref.ch

Gehörlose: Achim Menges, Oberer Graben 31, 9000 St. Gallen; 071 227 05 70; gehoerlosenseelsorge@gr-ref.ch

Erwachsenenbildung: Rahel Marugg, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 079 815 80 17; rahel.marugg@gr-ref.ch

Jugendarbeit: Susanne Gross, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 081 250 02 56; susanne.gross@gr-ref.ch

Religionsunterricht: Ursula Schubert Süssstrunk, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 081 252 62 39; ursula.schubert@gr-ref.ch

Kommunikation: Markus Dettwiler, Pfarrhaus, 7477 Filisur, 081 404 12 34; markus.dettwiler@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus: Barbara Grass-Furter, Oberalpstrasse 35, 7000 Chur; 081 250 79 31; barbara.grass@gr-ref.ch

Ökumene, Mission und Entwicklung: Christine Luginbühl, Postgasse 4, 7023 Haldenstein; 081 353 35 22; christine.luginbuehl@gr-ref.ch

Migrations-, Integrations- und Flüchtlingsarbeit:

Daniela Troxler, Carsiliassstrasse 195 B, 7220 Schiers; 081 328 19 79; daniela.troxler@gr-ref.ch

RADIO

Radio Grischa. «Spirit, ds Kirchmagazin uf Grischa». Sendung mit Katharina Peterhans, sonntags, 9.20 Uhr. www.gr-ref.ch

Radio Rumantsch. Pregia curta u meditatiun, dumengia, a las 9.15, repetiziun a las 20.15:

5.2. Stefan Bösiger, Ardez, reformà

12.2. Ciril Berther, Oetwil an der Limmat, catolic

19.2. Jon Janett-Guidon, Scuol, reformà

26.2. Daniel Monn, Turitg, catolic

Radio DRS 2. Gesprochene Predigten, sonntags um 9.45 Uhr:

5.2. Hanspeter Betschart (Röm.-kath./christkath.);

Pascale Käser-Huber (ref./meth./freikirchl.)

12.2. Thomas Markus Meier (Röm.-kath./christkath.);

Manuela Liechi-Genge (ref./meth./freikirchl.)

19.2. Karin Schaub (Röm.-kath./christkath.);

Heidi Oppliger (ref./meth./freikirchl.)

26.2. Reformierter Gottesdienst in Ostermundigen

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 1/12. Bischof Vitus Huonder, «Klarheit, die irritiert»

WER HÄTTE DAS GEAHNT

In all dem vielen Hickhack um Bischof Huonders Gegeneinander ausspielen von Gottesrecht und Menschenrechten erinnere ich mich nicht, eine so profunde Darlegung der Thematik gefunden zu haben wie diesem Artikel. Und das erst noch in gebotener Kürze. Ich war zwischen 1983 und 2007 Pastoralassistent in der Churer Erlöserpfarre und Heiligkreuzpfarre. In meinem Theologiestudium (das war in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre) waren für mich die Vorlesungen von Professor Albert Gasser im Fach Kirchengeschichte etwas vom Interessantesten. Die Geisteshaltung der Katholischen Kirche im sogenannten Pianischen Zeitalter (Zeitabschnitt von 1850 bis 1950, in welchem u. a. die Piuspäpste regierten) löste bei uns Studierenden einiges Kopfschütteln aus. Als historische Reminiszenz fanden wir die Sache interessant und spannend. Doch wer hätte damals geahnt, dass diese geistige Enge, wie sie sich etwa im Syllabus präsentierte, sich im einundzwanzigsten Jahrhundert wieder in solchem Ausmass in der Kirchenhierarchie breitmachen würde, wie wir das derzeit erleben. Liess sich zu Haas-Zeiten noch einiges an Widerstand mobilisieren, so ist dieser Widerstand gegen den überbordenden römischen Absolutismus seither im Kirchenvolk auf weite Strecken eingeschlafen. Die Gläubigen haben resigniert. **GEORGES KENEL, CHUR**

INHALTlich ÜBERZEUGT

Herzliche Gratulation zu Ihrem Kommentar auf der Front. Er hat mich inhaltlich überzeugt, ist sehr gut strukturiert und geschrieben! **CORINA FISTAROL, ZÜRICH**

ZWEIFELHAFT

Ich bin Waldenser. Wir Waldenser kennen die römische Kirche. Sie verfügt über genügend Mittel und Medien, um sich selbst zu verteidigen und für ihre Programme zu werben. Warum «reformiert.» diesen Verein in Schutz nimmt, ist mir zweifelhaft und zeigt, was wir für Leute als Pfarrer einsetzen. Vor fünfhundert Jahren hat sich die Trennung von Rom durchgesetzt. Rom versteht die Ökumene einseitig: Zurück nach Rom – «extra ecclesia nulla salus». **GIORDANO BRUNO**

AUFKLÄREND

Obwohl katholisch, lese ich «reformiert.» regelmässig und mit Interesse. Der Kommentar um Vitus Huonder hat mich anfangs sehr irritiert, weil diesem Menschen eine so gute Plattform geboten wird. Aber trotzdem habe ich den Beitrag als aufklärend empfunden. Ich war diesen Sonntag in einem katholischen Gottesdienst. Im Gottesdienst wurde dieser Brief vorgelesen, von einer Frau, weil der

dortige Pfarrer die Schriftsprache nur buchstabierend vortragen kann. Er hat mich emotional fast erschlagen und traurig gemacht. Ich musste mich fragen: Was machen diese Menschen aus der katholischen Kirche?

OTHMAR CAVIEZEL, TOMILS

REFORMIERT. 1/12: Asylwesen «Nicht bloss Nächstenliebe predigen»

TRAURIG BERÜHRT

Das Interview mit Pfr. Philipp Nanz zu den Vorgängen um die geplante Asylunterkunft in Bettwil hat mich traurig berührt. Er begründet, warum sich die nicht aktiv in die öffentliche Diskussion einmischen wolle, und behauptet, dass man «in einer dermassen gereizten Atmosphäre» weder über Nächstenliebe noch über Solidarität sprechen könne. Für mich ist das Resignation. Eine solche Haltung entspricht nicht dem Geiste des Evangeliums von Jesus Christus. Wie soll eine derart mutlose Kirche Orientierungspunkt für die Menschen in diesem Land sein? An vielen Orten auf dieser Welt werden Christen wegen ihrer Überzeugungen verfolgt. Sie nehmen dies aber mutig und tapfer in Kauf, weil sie die Kraft und die Freude des Evangeliums erlebt haben. Ich wünsche uns allen etwas mehr Zivilcourage. **ROMAN KOHLER, SCHWARZENBURG**

IHRE MEINUNG interessiert uns. Schicken Sie uns Ihre Zuschrift elektronisch: redaktion.graubuenden@reformiert.info. Oder per Post: «reformiert.», Redaktion Graubünden, Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

IMPRESSUM/
«reformiert.» Graubünden
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden
Abonnemente/Adressänderungen: Südostschweiz Presse und Print AG, Postfach 508, 7007 Chur, Tel. 0844 226 226, abo.graubuenden@reformiert.info
Herausgeberkommission Präsident: Pfarrer Fadri Ratti, 7012 Felsberg
Redaktion Graubünden: Reinhard Kramm, Chur (Redaktionsleitung), Rita Gianelli-Bächler, Davos, Fadrina Hofmann Estrada, Scuol.
Redaktion Gemeindegeseiten: Ursula Kobel, Bonaduz; Karin Friedrich, Salsland; Reinhard Kramm, Chur.
Layout: Nicole Huber
Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal
Adresse Redaktion: Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur, Tel. 081 356 66 80, redaktion.graubuenden@reformiert.info
Ausgaben: Jährlich 11 Nummern
Auflage Graubünden: 38 000 Exemplare
Geht unentgeltlich an die Mitglieder der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden
Inserate: Kömedia AG, Geltenwilenstrasse 8a, 9001 St. Gallen, Tel. 071 226 92 92; Fax 071 226 92 93. info@koemedia.ch; www.koemedia.ch
Inserateschluss (Ausgabe 24. 2. 2012): 6. 2. 2012

«reformiert.»
«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info
Gesamtredaktion: Rita Jost, Samuel Geiser, Martin Lehmann (Bern), Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen, Sabine Schüpbach Ziegler (Aargau), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Graubünden), Delf Bucher, Käthi Koenig, Christa Amstutz, Stefan Schneider, Martin Arnold a. i., Thomas Illi a. i. (Zürich).
Blattmacher: Martin Lehmann
Layout: Nicole Huber
Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal
Gesamtauflage: 720 000 Exemplare



CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHNLI



TIPP



Valendas

NEUES BUCH

DIE WELT IM DORF

Zitate und Assoziationen, Informationen über Valendas und die Region, fast jeder Bewohner im Schwarz-Weiss-Foto, Dorfpfarrer inklusive. Ein ruhiges, beschauliches Buch über das Leben im Dorf, oberhalb der Rheinschlucht, im Herzen Graubündens.

Paul Joos, Christoph Schwyzer, Valendas. Die Welt im Dorf, Limmat-Verlag.



Bibliothek der Kantonsschule Zug: Hier forschte Maturand Daniel Szpilman über seinen Grossvater Wladyslaw, Holocaust-Überlebender

«Der Pianist» war sein Grossvater

PORTRÄT/ Wladyslaw Szpilman («Der Pianist») bewegte Millionen – auch seinen Enkel Daniel Szpilman.

Daniel Szpilman hat schöne Hände. «Die habe ich von meinem Grossvater geerbt», sagt er – und fügt lachend hinzu: «Die Klavierspieltechnik leider nicht.» Daniel Szpilman ist fasziniert von seinem Grossvater, besonders von dessen Musik. Und er ist ein wenig traurig, dass der virtuose Musiker beinahe hinter dem Etikett «Überlebender des Warschauer Ghettos» verschwindet. Daniel Szpilman, 19, ist der Enkel von Wladyslaw Szpilman (1911–2000), dem Roman Polanski in seinem Film «Der Pianist» 2002 ein Denkmal setzte.

LEBENSREITER. Als Daniel am 5. Dezember zum 100. Geburtstag seines Grossvaters in der Kantonsschule Zug seine Maturarbeit präsentierte, war die Aula voll – allerdings weniger wegen der Musik des Pianisten und Komponisten Wladyslaw Szpilman als wegen dessen Biografie, in der sich die Bestialität des 20. Jahrhunderts kristallisiert. Dabei hat die Musik Wladyslaw Szpilman vor dem Tod bewahrt: zum ersten Mal, als ein jüdischer Milizionär den populären Musiker vor dem Abtransport nach Treblinka rettete und damit dem sicheren Tod in der Gaskammer entriss. Zum

zweiten Mal, als der deutsche Wehrmachtsoffizier Wilm Hosenfeld von Szpilmans Klavierspiel mitten in der zerbombten Ruinenstadt Warschau 1944 derart fasziniert war, dass er ihn vor dem Verhungern rettete.

LEBENSWILLE. In seiner Maturarbeit will Daniel Szpilman eines herausstellen: «Musik hält den Willen zum Überleben wach, es kann aber auch ein anderer Fixpunkt wie Philosophie oder Religion sein», so Szpilman, der nun eindringlich zu erzählen beginnt: «Stellen Sie sich vor: Mein Grossvater hat alles verloren – seine Familie, seinen Besitz, seinen Beruf. Und trotzdem blieb sein Willen zu überleben intakt.» Wie es möglich ist, dass in solch finsternen Zeiten der Lebensmut nicht schwand, wollte Szpilman für seine Arbeit von verschiedenen Überlebenden des Warschauer Ghettos wissen. Auch von Marcel Reich-Ranicki, der mehrere Kritiken über Konzerte Wladyslaw Szpilmans geschrieben hatte.

LEBENSGESCHICHTE. Die Autobiografie seines Grossvaters las Daniel Szpilman bereits im Alter von sieben Jahren: «Das Gelesene habe ich da-

mals noch nicht erlauben können», sagt er. Aber der Holocaust, bei dem so viele Mitglieder seiner Familie ermordet worden waren, nur eben sein Grossvater nicht, ist für ihn inzwischen ein Stück der eigenen Lebensgeschichte geworden. Mit neun Jahren tummelte er sich auf dem Set der Berliner Filmstadt Babelsberg, als Roman Polanski dort den Film «Der Pianist» drehte. Die polnische Sprache und die Liebe zu Warschau verbinden den Zuger Maturanden noch heute mit seinem vor elf Jahren verstorbenen Grossvater, den Daniel als liebenswürdigen und humorvollen Menschen erlebt hat – trotz dessen traumatischen Erfahrungen.

LEBENSPLAN. Und dann sind da noch Daniels Klavierspielerhände und seine Leidenschaft für die Musik. Er setzt sich ans Klavier, greift temperamentvoll in die Tasten – und schüttelt dann den Kopf: «Auf einem verstimmten Klavier kann man nicht Chopin spielen.» Daniel Szpilman hat hohe Ansprüche, er weiss, dass sein Klavierspiel nicht für eine Musikerkarriere reicht. Darum wird er im Sommer nach Warschau ziehen, um dort Jura zu studieren. **DELFBUCHER**

«Der Pianist»

Es brauchte seine Zeit, bis die Welt Wladyslaw Szpilmans bewegtes Leben zur Kenntnis nehmen wollte. Als Arthur Rubenstein die 1946 geschriebene Autobiografie Szpilmans in den Siebzigerjahren in einem englischen Verlag unterbringen wollte, scheiterte er. Erst der Polanski-Film «Der Pianist» machte Szpilman zur Symbolfigur einer Epoche.

Wladyslaw Szpilman: Der Pianist, 2011, List-Verlag, Fr. 13.50.

GRETCHENFRAGE

KLAUS SCHWAB, WEF-GRÜNDER

«Ich tanke Kraft in der Natur»

Herr Schwab, wie haben Sie mit der Religion?

Ich bin gläubig. Daher laden wir auch seit vielen Jahren Persönlichkeiten aus der Glaubenswelt nach Davos ein. Persönlich betrachte ich Religion als Privatsache und rede daher auch nicht darüber.

Sie rufen die Wirtschaftsführer am WEF zu sozialer Verpflichtung und Selbstverantwortung auf – gleichzeitig laden Sie auch Firmen ein, die menschenverachtendes Geschäftsgebahren an den Tag legen. Warum? Zunächst glaube ich, dass man mit diskriminierenden Schlagwörtern wie «menschenverachtend» vorsichtig umgehen sollte. Es sei denn, man hat konkrete Belege für diese Behauptungen. Falls ein Wirtschaftsführer seine soziale Verpflichtung und Selbstverantwortung nicht wahrnimmt, ist er in Davos trotzdem am richtigen Platz, denn dort erkennt er hoffentlich, dass sein Unternehmen nicht nur den Aktionären, sondern der Gesellschaft allgemein zu dienen hat.

Inwiefern kann denn der Einzelne etwas für ein friedvolles Zusammenleben tun?

Indem er dies im privaten Bereich praktiziert und im täglichen Umgang seinen Mitmenschen mit Respekt begegnet.

Was ist für Sie der viel beschworene Geist von Davos?

Ohne Vorurteile und ideologische oder andere Scheuklappen die Probleme der Welt erkennen und nach kollaborativen Lösungen suchen.

Wo tanken Sie Kraft für Ihre Aufgabe?

In der Natur. Sie lehrt uns, in langfristigen Zyklen zu denken und uns dabei bewusst zu sein, dass es einen Entstehungs- und Alterungsprozess gibt.

Wen würden Sie persönlich gerne nach Davos einladen?

Aung San Suu Kyi, die Friedensnobelpreisträgerin aus Burma. Ich habe sie kürzlich besucht und mit der Regierung gesprochen, um den Reformprozess, die Achtung von Menschenrechten voranzutreiben. Ich hoffe, dass Burma so viele Fortschritte macht, dass Aung San Suu Kyi nächstes Jahr in Davos dabei sein wird.

INTERVIEW: RITA GIANELLI



KLAUS SCHWAB, 74 gründete 1971 in Davos das Weltwirtschaftsforum (WEF). Der Wirtschaftswissenschaftler ist Vater zweier Kinder und lebt in Cologny GE.

AUF MEINEM NACHTTISCH

BRUCHSTÜCKE, FUNDSTÜCKE, SCHMUCKSTÜCKE

Miniaturen mit Wortwitz



STEFAN HÜGLI ist Pfarrer in Davos Dorf/Laret.

VON GESTERN. Klar. Dass ich «von gestern» sei, das würde ich nie und nimmer von mir sagen, zumindest nicht laut. Denn wer «von gestern» ist, der gilt als verstaubt und verschlafen, alles andere als up to date und zukunfts-fähig. Doch haben Sie gewusst, dass diese Redewendung auch ganz anders gedeutet werden kann? Im biblischen Hiobbuch zum Beispiel. Dort wird kritisiert, das «von gestern» viel zu kurz greife. Wer nur noch wisse, was gestern, und nicht auch was vorgestern war und noch viel früher, wisse im Grunde nichts. Ohne die Erfahrung vieler Generationen vor uns würden wir das, was gestern war und heute ist, für das halten, was immer schon so war und somit

für das einzig Mögliche. Solche und viele andere Themen spricht Jürgen Ebach in seinem lesenswerten Buch «Schriftstücke» an. Es sind biblische Miniaturen, Bruchstücke, Fundstücke, Schmuckstücke. 84 Mal sinniert der Autor über Gottesbilder, Grenzen, das Wörtchen «und», und vieles mehr. «Doppeldentlich» heissen die Stücke zum Beispiel, «Schiffversenken», «kaanitverstan», «Klasmata», «Déja-vu» oder «para-dox».

FÜR MORGEN. Das Buch ist wie gemacht für den Nachttisch. Wertig gestaltet, in rotem gerilltem Umschlag, mit Lesebändchen für häppchenweises Lesen. Ebach zeigt auf, dass die Bibel

längst nicht tot ist. Täglich brauchen wir ihre Worte und ihre Metaphern, oft ohne zu wissen, dass diese biblischen Ursprungs sind. Er präsentiert die Bibel als eine reichhaltige Sammlung literarischer Texte, die nicht vereinnahmt werden können. Es sind Stücke, die allen gehören, die lesen wollen und können. Sie machen bewusst: Es geht nicht nur darum, Antworten auf Fragen zu finden, sondern mehr noch Fragen auf Antworten. Ein ironisches, intelligentes Buch für alle, die auf originelle Weise biblisches Denken und seinen Klang in der Gegenwart kennenlernen möchten.

Jürgen Ebach, Schriftstücke – biblische Miniaturen. Gütersloher Verlagshaus 2011.